

ZU DEN MÄRCHEN.



ZU DEN MÄRCHEN

AN DIE FRAU BETTINA VON ARNIM.*)

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Grosse Ausgabe. Dritte, vierte und fünfte Auflage. Göttingen. Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1837. 1840. 1843. 8. Hier wiederholt aus der siebenten Auflage. 1857. S. III—VIII.

Liebe Bettine, dieses Buch kehrt abermals bei Ihnen ein, wie eine ausgeflogene Taube die Heimat wieder sucht und sich da friedlich sonnt. Vor fünf und zwanzig Jahren hat es Ihnen Arnim zuerst, grün eingebunden mit goldenem Schnitt, unter die Weihnachtsgeschenke gelegt. Uns freute dass er es so werth hielt, und er konnte uns einen schönern Dank nicht sagen. Er war es, der uns, als er in jener Zeit einige Wochen bei uns in Cassel zubrachte, zur Herausgabe angetrieben hatte. Wie nahm er an allem Theil, was eigenthümliches Leben zeigte: auch das Kleinste beachtete er, wie er ein grünes Blatt, eine Feldblume mit besonderem Geschick anzufassen und sinnvoll zu betrachten wusste. Von unsern Sammlungen gefielen ihm diese Märchen am besten. Er meinte wir sollten nicht zu lange damit zurückhalten, weil bei dem Streben nach Vollständigkeit die Sache am Ende liegen bliebe. „Es ist alles schon so reinlich und sauber geschrieben“ fügte er mit gutmüthiger Ironie hinzu, denn bei den kühnen, nicht sehr lesbaren Zügen seiner Hand schien er selbst nicht viel auf deutliche Schrift zu halten. Im Zimmer auf und ab gehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe sass, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien. Dies edle Haupt ruht nun schon seit Jahren im Grab, aber noch heute bewegt mich die Erinnerung daran, als hätte

*) Die Widmung vor der ersten und zweiten Auflage von 1812 und 1819 lautet:

An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund.

ich ihn erst gestern zum letzten Mal gesehen, als stände er noch auf grüner Erde wie ein Baum, der seine Krone in der Morgensonne schüttelt.

Ihre Kinder sind gross geworden und bedürfen der Märchen nicht mehr: Sie selbst haben schwerlich Veranlassung sie wieder zu lesen, aber die unversiegbare Jugend Ihres Herzens nimmt doch das Geschenk treuer Freundschaft und Liebe gerne von uns an.

[Göttingen am 15. Mai 1837.]

Mit diesen Worten sendete ich Ihnen das Buch vor drei Jahren aus Göttingen, heute sende ich es Ihnen wieder aus meinem Geburtslande, wie das erste Mal. Ich konnte in Göttingen aus meinem Arbeitszimmer nur ein Paar über die Dächer hinausragende Linden sehen, die Heyne hinter seinem Hause gepflanzt hatte, und die mit dem Ruhm der Universität aufgewachsen waren: ihre Blätter waren gelb und wollten abfallen, als ich am 3. October 1838 meine Wohnung verliess; ich glaube nicht dass ich sie je wieder im Frühlingsschmuck erblicke. Ich musste noch einige Wochen dort verweilen und brachte sie in dem Hause eines Freundes zu, im Umgange mit denen, welche mir lieb geworden und lieb geblieben waren. Als ich abreiste, wurde mein Wagen von einem Zug aufgehalten: es war die Universität, die einer Leiche folgte. Ich langte in der Dunkelheit hier an und trat in dasselbe Haus, das ich vor acht Jahren in bitterer Kälte verlassen hatte: wie war ich überrascht, als ich Sie, liebe Bettine, fand neben den Meinigen sitzend, Beistand und Hülfe meiner kranken Frau leistend. Seit jener verhängnisvollen Zeit, die unser ruhiges Leben zerstörte, haben Sie mit warmer Treue an unserm Geschick Theil genommen, und ich empfinde diese Theilnahme ebenso wohlthätig als die Wärme des blauen Himmels, der jetzt in mein Zimmer herein blickt, wo ich die Sonne wieder am Morgen aufsteigen und ihre Bahn über die Berge vollenden sehe, unter welchen der Fluss glänzend herzieht; die Düfte der Orangen und Linden dringen aus dem Park herauf, und ich fühle mich in Liebe und Hass jugendlich erfrischt. Kann ich eine bessere Zeit wünschen,

um mit diesen Märchen mich wieder zu beschäftigen? Hatte ich doch auch im Jahre 1813 an dem zweiten Band geschrieben, als wir Geschwister von der Einquartierung bedrängt waren und russische Soldaten neben in dem Zimmer lärmten, aber damals war das Gefühl der Befreiung der Frühlingshauch, der die Brust erweiterte und jede Sorge aufzehrte.

[Cassel am 17. September 1840.]

Diesmal kann ich Ihnen, liebe Bettine, das Buch, das sonst aus der Ferne kam, selbst in die Hand geben. Sie haben uns ein Haus ausserhalb der Mauern ausgesucht, wo am Rande des Waldes eine neue Stadt heranwächst, von den Bäumen geschützt, von grünendem Rasen, Rosenhügeln und Blumengewinden umgeben, von dem rasselnden Lärm noch nicht erreicht. Als ich in dem heissen Sommer des vorigen Jahres während der Morgenfrühe in dem Schatten der Eichen auf und ab wandelte und die kühlende Luft allmählich den Druck löste, der von einer schweren Krankheit auf mir lastete, so empfand ich dankbar, wie gut Sie auch darin für uns gesorgt hatten. Ich bringe Ihnen nicht eins von den prächtigen Gewächsen, die hier im Thiergarten gepflegt werden, auch keine Goldfische aus dem dunkeln Wasser, über dem das griechische Götterbild lächelnd steht: warum aber sollte ich Ihnen diese unschuldigen Blüten, die immer wieder frisch aus der Erde dringen, nicht nochmals darreichen? Habe ich doch selbst gesehen dass Sie vor einer einfachen Blume still standen und mit der Lust der ersten Jugend in ihren Kelch schauten.

Berlin im Frühjahr 1843.

Wilhelm Grimm..

VORREDE.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin,
in der Realschulbuchhandlung. 1812. 8. S. V—XXI.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geschickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, dass noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die grossen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als ganze Garben, werden sie heimgetragen und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns, wenn wir den Reichthum deutscher Dichtung in frühen Zeiten betrachten und dann sehen, dass von so vielem nichts lebendig sich erhalten, selbst die Erinnerung daran verloren war und nur Volkslieder und diese unschuldigen Hausmärchen übrig geblieben sind. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir diese Sammlung übersehen; anfangs glaubten wir auch hier schon vieles zu Grund

gegangen und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa selbst bewusst, und die nur abweichend, wie es immer geschieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerksam auf alles, was von der Poesie wirklich noch da ist, wollten wir auch dieses Abweichende kennen, und da zeigte sich dennoch manches Neue und, ohne eben im Stand zu sein, sehr weit herum zu fragen, wuchs unsere Sammlung von Jahr zu Jahr, dass sie uns jetzt, nachdem etwa sechse verfloßen, reich erscheint; dabei begreifen wir, dass uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch der Gedanke, das Meiste und Beste zu besitzen. Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Überlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenige Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich allen Dank, die Theil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden (freilich, die sie noch wissen, wissen auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen), denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, dass man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiss sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichem gemein, dass man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muss. Leicht wird man übrigens bemerken, dass sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie gewesen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: jenes blosse Da-

sein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiss aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefasst, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weissen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen¹⁾, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, dass viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brod mehr und müssen ihre Kinder in dieser Noth verstossen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie leiden²⁾ und möchte sie gar zu Grunde gehen lassen. Dann sind Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten ge-

¹⁾ Fischart Gargantúa 129b. 131b.

²⁾ Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten, die Viola tricolor heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

blieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldenen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen, die Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen verlassenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles Schöne ist golden und mit Perlen bestreut, selbst goldene Menschen leben hier, das Unglück aber eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch wieder besiegt wird, da eine gute Frau zur Seite steht, welche die Noth glücklich abzuwenden weiss, und dieses Epos endigt immer, indem es eine endlose Freude aufthut. Das Böse auch ist kein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, Schwarzes, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf; eben so furchtbar die Strafe desselben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in sich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick wieder im Arme haben, wenn sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles Falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst,

und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren, oder die weltliche Klugheit wird gedemüthigt und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergibt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe ohne Zuthun der Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, dass sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.

So erscheint uns das Wesen dieser Dichtungen; in ihrer äusseren Natur gleichen sie aller volks- und sagenmässigen; nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund. Indessen unterscheiden sie sich sehr bestimmt von den eigentlich localen Volkssagen, die an leibhafte Örter oder Helden der Geschichte gebunden sind, deren wir hier keine aufgenommen, wiewohl viele gesammelt haben, und die wir ein ander Mal herauszugeben denken. Mehrere Äusserungen einer und derselben Sage wegen ihrer angenehmen und eigenthümlichen Abweichungen haben wir einige Mal mitgetheilt, das minder Bedeutende in dem Anhang, überhaupt aber so genau gesammelt, als uns möglich war. Gewiss ist auch, dass sich die Märchen in dem Fortgange der Zeit beständig neu erzeugt, eben darum aber muss ihr Grund sehr alt sein, bei einigen wird es durch Spuren in Fischart und Rollenhagen, die an ihrem Ort bemerkt sind, für beinah drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber ausser Zweifel, dass sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten directe Beweise unmöglich macht. Nur ein einziger, aber sicherer ergibt sich aus ihrem Zusammenhang mit dem grossen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel, welchen auszuführen natürlich hier der Ort nicht war, einiges ist jedoch im Anhang gleichfalls darüber gesagt worden.

Weil diese Poesie dem ersten und einfachsten Leben so nah liegt, so sehen wir darin den Grund ihrer allgemeinen Verbreitung, denn es giebt wohl kein Volk, welches sie ganz entbehrt. Selbst die Neger im westlichen Afrika vergnügen ihre Kinder mit Erzählungen, und von den Griechen sagt es Strabo ausdrücklich (man wird dies Zeugnis am Ende finden *) bei den andern, welche beweisen, wie sehr diejenigen, die gewusst, was eine solche unmittelbar zum Herzen redende Stimme werth ist, solche Märchen geschätzt haben). Noch ein anderer höchst merkwürdiger Umstand erklärt sich daraus, nämlich die grosse Ausbreitung dieser deutschen. Sie erreichen hierin nicht bloss die Heldensagen von Siegfried dem Drachentödtter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so dass sich in ihnen eine Verwandtschaft der edelsten Völker offenbart. Aus dem Norden kennen wir nur die dänischen Kämpe-Viser, die vieles Hierhergehörige enthalten, wenn gleich schon als Lied, welches nicht mehr ganz für Kinder passt, weil es gesungen sein will, doch lässt sich hier die Grenze eben so wenig genau angeben, als zu der ernsthafteren historischen Sage, und es giebt allerdings Vereinigungspunkte. England besitzt die Ta-bartische eben nicht sehr reiche Sammlung, aber welche Reichthümer von mündlicher Sage müssen in Wallis, Schottland und Irland noch vorhanden sein, ersteres hat in seinen (jetzt gedruckten) Mabinogion allein einen wahren Schatz. Auf eine ähnliche Weise sind Norwegen, Schweden und Dänemark reich geblieben, weniger vielleicht die südlichen Länder; aus Spanien ist uns nichts bewusst, doch lässt eine Stelle des Cervantes über das Dasein und Erzählen der Märchen keinen Zweifel ¹⁾. Frankreich hat gewiss noch jetzt mehr, als was Charles Perrault

*) S. XXII. Zeugnisse für Kindermärchen. Strabo I, 2. § 3 ed. 1620 p. 19. „Wir erzählen den Kindern, um sie zu ermuntern, angenehme Geschichten und, um sie abzuhalten, schreckliche Märchen, wie die von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk.“

¹⁾ — y aquellas (cosas) que à ti te deven parecer profecias, no son sino palabras de consejas, o cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeça, y de la varilla de virtudes, con que se entretienen al fuego las dilatadas noches del invierno. Colloq. entre cip. y. Berg.

mittheilte, der allein sie noch als Kindermärchen behandelte (nicht seine schlechteren Nachahmer, die Aulnoi, Murat); er giebt nur neun, freilich die bekanntesten, die auch zu den schönsten gehören. Sein Verdienst besteht darin, dass er nichts hinzugesetzt und die Sachen an sich, Kleinigkeiten abgerechnet, unverändert gelassen; seine Darstellung verdient nur das Lob, so einfach zu sein, als es ihm möglich war; an sich ist der französischen Sprache, die sich ihrer jetzigen Bildung nach fast wie von selbst zu epigrammatischen Wendungen und feingeschnitztem Dialog zusammenkräuselt (man sehe nur das Gespräch zwischen Riquet à la houe und der dummen Prinzessin, so wie das Ende von *petit poucet*), wohl nichts schwerer, als naiv und gerad, das heisst in der That, nicht mit der Prätension darauf, Kindermärchen zu erzählen; ausserdem sind sie manchmal unnöthig gedehnt und breit. Eine Analyse, die vor einer Ausgabe steht, sieht es so an, als habe Perrault sie zuerst erfunden und von ihm (geb. 1633, gestorben 1703) seien sie zuerst unter das Volk gekommen; bei dem Däumling wird sogar eine absichtliche Nachahmung Homers behauptet, welche Kindern die Noth des Odysseus beim Polyphem habe verständlich machen wollen; eine bessere Ansicht hat Johanneau. Reicher als alle anderen sind ältere italienische Sammlungen, erstlich in den Nächten des Straparola, die manches Gute enthalten, dann aber besonders im Pentamerone des Basile, einem in Italien eben so bekannten und beliebten, als in Deutschland seltenen und unbekanntem, in neapolitanischem Dialekt geschriebenen und in jeder Hinsicht vortrefflichen Buch. Der Inhalt ist fast ohne Lücke und falschen Zusatz, der Stil überfliegend in guten Reden und Sprüchen. Es ganz lebendig zu übersetzen gehörte ein Fischart¹⁾ und sein Zeitalter dazu; wir denken es indessen in dem zweiten Band der vorliegenden Sammlung zu verdeutschen, worin auch alles andere, was fremde Quellen gewähren, seinen Platz finden soll.

¹⁾ Welch ein viel besseres Märchenbuch als das unsrige hätte dieser mit der damaligen Sprache und mit seinem bewunderungswürdigen Gedächtnis aufschreiben können, wenn er anders den Werth einer getreuen, ungefälschten Aufzeichnung erkannt hätte.

Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manchmal deutlich alliteriren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrössern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existirt noch keine Sammlung in Deutschland, man hat sie fast immer nur als Stoff benutzt, um grössere Erzählungen daraus zu machen, die, willkürlich erweitert, verändert, was sie auch sonst werth sein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen rissen und ihnen nichts dafür gaben. Selbst wer an sie gedacht, konnte es doch nicht lassen, Manieren, welche die Zeitpoesie gab, hineinzumischen; fast immer hat es auch an Fleiss beim Sammeln gefehlt und ein Paar wenige, zufällig etwa aufgefasste wurden sogleich mitgetheilt ¹⁾. Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu können, so zweifeln wir nicht, würden sie viel gewonnen haben;

¹⁾ Musäus und Naubert verarbeiteten meist, was wir vorhin Localsage nannten, der viel schätzbarere Otmar nur lauter solche; eine Erfurter Sammlung von 1787 ist arm, eine Leipziger von 1799 gehört nur halb hierher, wiewohl sie nicht ganz schlecht zu nennen, eine Braunschweiger von 1801 unter diesen die reichste, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton. Aus der neusten Büschingischen war für uns nichts zu nehmen, ausdrücklich aber muss noch bemerkt werden, dass eine vor ein Paar Jahren von einem Namensverwandten A. L. Grimm unter dem Titel: Kindermärchen zu Heidelberg herausgekommene, nicht eben wohl gerathene Sammlung mit uns und der unsrigen gar nichts gemein hat.

Die eben ausgegebenen Wintermärchen vom Gevatter Johann (Jena bei Voigt 1813) sind nur dem Titel nach neu und schon vor zehn Jahren erschienen. Sie haben mit der Leipziger Sammlung einen Verfasser, der sich auch Peter Kling nennt, und sind in derselben Manier geschrieben. Nur das sechste und zum Theil das fünfte Märchen haben Werth, die andern sind ohne Kern und bis auf wenige Einzelheiten hohle Erfindungen.

Wir bitten jeden, dem Gelegenheit und Neigung es möglich macht, dieses Buch im Einzelnen zu verbessern, die Fragmente zu ergänzen, besonders aber neue und sonderlich Thiermärchen zu sammeln. Für solche Mittheilungen würden wir sehr dankbar sein und durch den Verleger oder durch die Buchhandlungen in Göttingen, Cassel und Marburg sie am besten erhalten.

es ist hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird und wo man fühlt, dass eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem andern sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden und nicht mehr fest an den Kern sich schliesse.

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, dass denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel, am 18. October 1812 ¹⁾).

¹⁾ Gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht. [Bemerkung Jacobs im Handexemplar.]

VORREDE.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1815. 8. S. III—XII.

Mit dieser weitem Sammlung von Hausmärchen ist es der treibenden, starken Zeit unerachtet schneller und leichter gegangen, als mit der ersten. Theils hat sie sich selbst Freunde verschafft, welche sie unterstützten, theils, wer es früher gern gethan hätte, sah jetzt erst bestimmt, was und wie es gemeint wäre; endlich hat uns auch das Glück begünstigt, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleissigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewohnt auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, ja das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall.

Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Paderborn und Münster verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft; das Zutrauliche der Mundart ist ihnen bei der innern Vollständigkeit besonders günstig. Dort, in altberühmten

Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen als eine fast regelmässige Vergnügung der Sonntage erhalten: auf den Bergen erzählten die Hirten jene am Harz auch bekannte und vielleicht jedem grossen Gebirge eigene vom Kaiser Rothbart, der mit seinen Schätzen darin wohne, dann von den Hünen, wie sie ihre Hämmer stundenweit von den Gipfeln sich zugeworfen; manches, was wir an einem andern Orte mitzutheilen denken. Das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern.

Einer jener guten Zufälle aber war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nah bei Cassel gelegenen Dorfe Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum echt hessischen Märchen, so wie mancherlei Nachträge zum ersten Band erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig und nicht viel über funfzig Jahr alt, heisst Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so dass man ihr mit einiger Übung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müsste hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Überlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es auch, so vielfach erprobt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes nicht so leicht gelangt, das äusserlich viel glänzender erscheinen kann. Der epische Grund der

Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und sämftigt, ohne je zu ermüden.

X. Der innere gehaltige Werth dieser Märchen ist in der That hoch zu schätzen, sie geben auf unsere uralte Helden- dichtung ein neues und solches Licht, wie man sich nirgendsher sonst könnte zu Wege bringen. Das von der Spindel zum Schlaf gestochene Dornröschen ist die vom Dorn entschlafene Brunhilde, nämlich nicht einmal die nibelungische, sondern die altnordische selber. Schneewitchen schlummert in rothblühender Lebensfarbe wie Snäfridr, die schönste ob allen Weibern, an deren Sarg Haraldur, der haarschöne, drei Jahre sitzt, gleich den treuen Zwergen, bewachend und hütend die todtlebendige Jungfrau; der Apfelknorz in ihrem Munde aber ist ein Schlafkuz oder Schlafapfel. Die Sage von der güldnen Feder, die der Vogel fallen lässt, und weshalb der König in alle Welt aussendet, ist keine andere, als die vom König Mark im Tristan, dem der Vogel das goldne Haar der Königstochter bringt, nach welcher er nun eine Sehnsucht empfindet. Dass Loki am Riesenadler hängen bleibt, verstehen wir besser durch das Märchen von der Goldgans, an der Jungfrauen und Männer festhangen, die sie berühren; in dem bösen Goldschmied, dem redenden Vogel und dem Herzessen, wer erkennt nicht Sigurds leibhafte Fabel? Von ihm und seiner Jugend theilt vorliegender Band andere riesenmässige, zum Theil das, was die Lieder noch wissen, überragende Sagen mit, welche namentlich bei der schwierigen Deutung des zu theilenden Horts willkommene Hülfe leisten. Nichts ist bewährender und zugleich sicherer, als was aus zweien Quellen wieder zusammenfliesst, die früh von einander getrennt in eignem Bette gegangen sind; in diesen Volksmärchen liegt lauter urdeutscher Mythos, den man für verloren gehalten, und wir sind fest überzeugt, will man noch jetzt in allen gesegneten Theilen unseres Vaterlandes suchen, es werden auf diesem Wege ungeachtete Schätze sich in unge- glaubte verwandeln und die Wissenschaft von dem Ursprung unserer Poesie gründen helfen. Gerade so ist es mit den vielen Mundarten unserer Sprache, in welchen der grösste Theil der

Worte und Eigenthümlichkeiten, die man längst für ausgestorben hält, noch unerkant fortlebt. x

Wir wollten indes durch unsere Sammlung nicht bloss der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich Absicht, dass die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke: erfreue, wen sie erfreuen kann, und darum auch, dass ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde. Gegen das letztere ist eingewendet worden, dass doch eins und das andere in Verlegenheit setze und für Kinder unpassend oder anstössig sei (wie die Berührung mancher Zustände und Verhältnisse, auch vom Teufel liess man sie nicht gern etwas Böses hören) und Eltern es ihnen geradezu nicht in die Hände geben wollten. Für einzelne Fälle mag die Sorge recht sein und da leicht ausgewählt werden; im Ganzen ist sie gewiss unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerade diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind nach besonderen Bedürfnissen, wovon jene nichts weiss, kann leicht daran vorbeigehen, aber er kann nicht fordern, dass sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch: Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich dagegen sind und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube begiesst, wird doch nicht verlangen, dass jene darum ausbleiben sollen. Gedehlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Übrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich grösserm Maass einträten; der rechte Gebrauch aber findet nicht Böses heraus, sondern nur, wie ein schönes Wort sagt: ein Zeugnis unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben Engel damit beleidigen. x

Abweichungen, so wie allerlei hierher gehörige Anmerkungen haben wir wieder im Anhang mitgetheilt; wem diese Dinge gleichgültig sind, wird das Überschlagen leichter werden,

als uns gerade das Übergehen wäre; sie gehören zum Buch, insofern es ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volksdichtung ist. Alle Abweichungen namentlich erscheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin bloss Abänderungen oder Entstellungen eines wirklich einmal da gewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind, einem im Geist bloss vorhandenen, unerschöpflichen auf mannigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge und Einleitungen sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt, der sie anschlägt, immer wiederkehren, und eigentlich in einem andern Sinne nicht zu verstehen. Alles aber, was aus mündlicher Überlieferung hier gesammelt worden, ist sowohl nach seiner Entstehung als Ausbildung (vielleicht darin den gestieften Kater allein ausgenommen) rein deutsch und nirgends her erborgt, wie sich, wo man es in einzelnen Fällen bestreiten wollte, leicht auch äusserlich beweisen liesse. Gründe, die man für das Erborgten aus italienischen, französischen oder orientalischen Büchern, die vom Volk, zumal auf dem Land, ungelesen bleiben, vorzubringen pflegt, gleichen denjenigen vollkommen, welche aus Soldaten, Handwerksburschen oder aus Kanonen, Tabakspfeifen und andern neuen Dingen in den Märcen auch ihre neue Erdichtung ableiten wollen, da doch gerade diese Sachen, wie Wörter der heutigen Sprache, nach dem Munde der Erzählenden sich umgestalten und man sicher darauf zählen kann, dass sie im sechszehnten Jahrhundert statt der Soldaten und Kanonen Landsknechte und Büchsen gesetzt haben und der unsichtbar machende Hut zur Ritterzeit ein Tarnhelm gewesen ist.

Die für diesen zweiten Band anfänglich versprochene Übersetzung des Pentamerone steht den einheimischen Märcen nothwendig nach, so wie die Zusammenstellung derjenigen, welche die Gesta Romanorum enthalten.

Cassel, am 30. September 1814.

EINLEITUNG.

ÜBER DAS WESEN DER MÄRCHEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm.
Erster Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. XXI—LIV.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt ¹⁾. Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Überraschendes, selbst das Übersinnliche geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimath, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande Gemeinsames.

| *) Die meisten der hier geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, dass viele sie wohl im eigenen gefunden, aber sie sind, wie alle wahrhaftigen, doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und

¹⁾ Hausmärlein bei Rollenhagen; Abendmärlein, s. Oberlin v. Velzen und das Gedicht von dem Häselin V. 7. — Rockenmärlein bei Aventin baierische Chronik 169 a. 406 a.

*) [Die Seiten XXII—XXIV dieser Einleitung sind aus der Vorrede des ersten Bandes der ersten Auflage S. IX—XIII, s. oben S. 322—324, herübergenommen; da sie jedoch abgeändert sind, sollte hier der Zusammenhang nicht durch ihre Auslassung unterbrochen werden.]

müssen in dieser Noth die Kinder im Walde zurück lassen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie darben und leiden und möchte sie gar verderben¹⁾, aber Gott sendet seine Hülfe, er schickt die Tauben, damit sie Nahrung bringen oder dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche lesen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei; das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden oder das Schwesterchen leitet es, wann es die Hexe in ein Rehkälbchen verwandelt, sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; und welch ein Reiz liegt in diesem heimlichen Waldleben, nach welchem sich jeder natürliche Mensch gewiss einmal gesehnt hat! Oder es sitzt Jahre lang schweigend und emsig arbeitend, um ein Hemd zu nähen, das den Zauber vernichtet. Der Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige und Königskinder, treue Diener und ehrliche Handwerker, nachdem der Erzähler sie kennt, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten bleiben, erscheinen darin; was sich sonst hervorgethan, ist ihr unbekannt. Auch, wie in einer goldenen Zeit, ist noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Wasser schlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Dieses Zusammenleben der ganzen

¹⁾ Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Ein schönes dänisches Volkslied erzählt, wie die Mutter im Grabe das Schreien ihrer von der Stiefmutter verlassenen Kinder hört, Gott bittet aufstehen zu dürfen, und wie sie in der Nacht hingeht und sie pflegt und das kleine tränkt. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten: die *Viola tricolor* heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

Natur und diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen, verlassenen Kinde, als dem Klang der Sphären zuhören. Das Unglück ist eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch besiegt wird, da eine gute Frau oder Tochter zur Seite steht und der nur die Freude am Glück erhöht, das sich dann endlos aufthut. Das Böse ist nicht ein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, streng Geschiedenes, dem man sich nähern darf. Eben so furchtbar auch die Strafe: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihre Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Das alles redet unmittelbar zum Herzen und bedarf keiner Erklärung, aber bald ergibt sich noch eine tiefere Bedeutung: die Mutter wird in dem Augenblick ihr rechtes Kind wieder im Arme haben, wo sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann, denn in dem Lächeln fängt das Leben des Kindes an und währt in der Freude fort, und darum reden beim Lächeln im Schlaf die Engel mit ihm. Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz einhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann. Dagegen wird der Zauber auch nicht ganz gelöset, ein Fehler wird begangen und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, oder weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gedemüthigt, denn er, weil er reines Herzens ist, gewinnt allein das Glück. Jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegung fähig, denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergibt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber

es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen. | ¹⁾

Nicht zu verkennen ist ein gewisser Humor, der durch viele hingeht, wenn er sich manchmal auch nur leise äussert, und den man mit der eingelegten Ironie moderner Erzähler nicht verwechseln muss. In einigen wird er besonders und anmuthig ausgebildet, wie in der klugen Else, dem Schneider im Himmel und dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, und der durch nichts Schreckhaftes, zuletzt aber durch ein natürliches Mittel zur Erkenntnis gelangt. Das ungeschlachte Wesen des jungen Riesen erhält eben so durch seinen Humor ein Gleichgewicht, als Siegfried in den Nibelungen durch seine Scherze das strenge Heldenwesen mildert. Der phantastische Igel-Hans erhebt sich dagegen durch den Humor aus dem Wilden und Thierischen, und der Bruder Lustig aus seiner Sünde. Dieser Zug ist eigenthümlich deutsch und wird sich auf diese Weise in den Märchen anderer Völker nicht leicht wiederfinden.

Die Darstellung kann in sofern mitunter lückenhaft heissen, als sie wohl einen Theil des Inhalts nur kurz erzählt oder andeutet, um bei einem andern länger zu verweilen; auch lässt sie ganz etwas fallen, ohne doch den Faden zu zerreißen, der nur anderswo angeknüpft wird; dagegen lenkt sie manchmal in eine andere Sage ein und nimmt ein Stück davon auf. Sie gleicht einer Pflanze, deren Sprossen und Zweige jedes Frühjahr in einer andern Richtung hervorzunehmen, und die doch Gestalt, Blüthe und Frucht darum niemals verändert; oder es ist der lebendige Odem, der über diese Poesie hingeht und ihre Wellen auf und ab treibt und bewegt. Zuweilen scheint der Schluss unbefriedigend, weil das Ganze nicht darauf angelegt wird, sondern das Einzelne sich seines Zusammenhangs mit dem andern bewusst ist; alles Epische steht in einem

¹⁾ „Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ Goethes Leben III, 350.

sichern Kreis, dessen deutliche Bezeichnung eben deshalb nicht immer nöthig war.

BEDEUTUNG ALS ÜBERLIEFERUNG.

So könnte man von dem Wesen der Märchen reden, wenn man sie bloss als etwas in der Gegenwart einmal Vorhandenes betrachten wollte. Fragt man aber nach ihrer Herkunft, so weiss niemand von einem Dichter und Erfinder derselben; sie erscheinen aller Orten als Überlieferungen und als solche in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstlich ist es unwidersprechlich, dass sie schon seit Jahrhunderten auf diese Weise unter uns fortgelebt, zwar mannigfach im Äussern sich umwandelnd, aber doch bei ihrem eigentlichen Inhalte beharrend. Wollte man annehmen, dass sie von irgend einem Punkt in Deutschland anfänglich ausgegangen wären, so steht ihre Verbreitung durch so viele ganz von einander getrennte Gegenden und Landschaften und die fast jedesmal eigenthümliche und unabhängige Bildung entgegen; sie müssten an jedem Orte wieder neu umgedichtet worden sein. Eben darum ist auch eine Mittheilung durch Schrift, die ohnehin bei dem Volk kaum vorkommt, nicht denkbar. Aber nicht bloss in den verschiedensten Gegenden, wo Deutsch gesprochen wird, sondern auch bei den stammverwandten Nordländern und Engländern finden wir sie wieder; noch weiter bei den wälschen und selbst bei den slavischen Völkern in verschiedenen, nähern und entferntern Graden der Verwandtschaft. Besonders auffallend ist die Übereinstimmung mit den serbischen Märchen, denn es wird wohl niemand darauf verfallen, dass die Erzählungen in einem einsamen hessischen Dorfe durch Serbien könnten dahin verpflanzt sein, so wenig als auf das Gegentheil. Endlich finden sich sowohl in einzelnen Zügen und Wendungen als im Zusammenhang des Ganzen Übereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märchen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht und welche noch neuerdings Rask scharfsinnig bewiesen hat, offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie, welche

ja auch nur eine höhere und freiere Sprache des Menschen ist. Nicht anders als dort deutet dieses Verhältnis auf eine den Trennungen der Völker vorangegangene gemeinsame Zeit; sucht man aber nach diesem Ursprunge hin, so weicht er immer wieder in die Ferne zurück und bleibt wie etwas Unerforschliches und darum Geheimnisreiches in der Dunkelheit zurück.

Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein blosses Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfnis des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es lässt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet. Doch Absicht und Bewusstsein haben dabei nicht gewirkt, sondern es hat sich also von selbst und aus dem Wesen der Überlieferung ergeben, daher sich auch die natürliche Neigung äussert, das von ihr einmal Empfangene, aber halb Unverständliche nach der Weise der Gegenwart zu erklären und deutlich zu machen. Je mehr das Epische Überhand gewinnt, desto mehr wird das Bedeutende verhüllt.

Beweise für die obigen Sätze sind vielfach in den Anmerkungen, in welchen wir überhaupt, was darauf Bezug hat, so gut wir konnten, zusammengestellt, enthalten, und es wird darnach niemand mehr die Behauptung auffallen, dass hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde deutsche Mythen anzuerkennen sind. Wem die Natur der Mythen nicht fremd ist, der weiss, dass sie bei allen Völkern so häufig als Märchen dargestellt wurden, oft nach dem Geist gewisser Zeitalter nicht anders erfasst werden konnten¹⁾.

¹⁾ Wie gleicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, die so bedeutende Mythe des unter den Sternbildern selbst glänzenden Perseus völlig einem unserer Märchen. Auch wäre es nicht schwer, in ihm einen Widerschein von unserm Siegfried zu zeigen. Wie dieser, ist er bei seiner Geburt in einem Kästchen aufs Meer ausgesetzt. Bald unternimmt er, von listiger Falschheit angetrieben, jenes Wagnis mit dem Haupt der Gorgo, wie Siegf-

SPUREN HEIDNISCHEN GLAUBENS.

Die beständige Umwandlung hat natürlich viel Neues beigemischt, auf der andern Seite musste der zu Grund liegende alte Glaube, eben weil er fremd und unverständlich ward, allmählich verschwinden, gleichsam abdorren. Der poetische Trieb bildete daraus etwas sinnlich Verständliches und Ansprechendes, aus welchem aber die Bedeutung nur hier und da dunkel, fast wider Willen hervor leuchtete, oder um es bildlich auszudrücken: das Sonnenauge des Geistes wurde auf den farbigen Pfauenspiegel der Dichtung vertheilt. Dennoch lässt sich schon im voraus vermuthen, dass, was zurückgedrängt wurde, nicht ganz verloren ging, und ist es hier leichter, etwas mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, als mit Gewissheit darzutun, so zeigt doch die nähere Betrachtung noch kenntliche Spuren der frühesten Zeit. Freilich auch nur einzelne, da das zwischengewachsene epische Grün längst den Zusammenhang verdeckt oder zerstört hat.

Schon die Belebung der ganzen Natur kann man als eine fortdauernde Überlieferung aus jener Zeit betrachten¹⁾. Uns ist diese Ansicht nicht befremdend, da wir wissen, dass das Heidenthum überall davon ausgegangen (Juppiter est quocunque vides, quocunque moveris drückt sie Lucan aus); für das Volk würde sie es gewiss sein, wenn sie ihm erst sollte gegeben werden. Der Sonne, dem Mond, den Sternen wohnt vor allem eine geistige Natur bei, und wenn sie zu den Be-

fried mit Fafnèr. Er bedarf dazu den unsichtbaren Helm des Aïdes, welcher dem nordischen Agirshelm und der Nebelkappe, und die demantne Sichel des Hermes, welche Siegfrieds Balmungen entspricht. Die Wirkungen des Medusenhaupts lassen sich jenen des Hornleibs vergleichen: kein Feind kann fortan vor dem Helden bestehen. Die goldenen Äpfel, welche Perseus in dem Garten des Atlas bricht, sind die Schätze des Horts, die Siegfried sich erwirbt. Andromeda aber, von dem Ungeheuer auf einem Felsen gehalten, von ihm befreit, erscheint als Chriemhilde, durch Siegfried von dem Drachenstein erlöst. So unendlich ist die Wiedergeburt lebendiger Ideen.

¹⁾ In der deutschen und nordischen Sprache ist sie merkwürdig ausgedrückt in dem Wort Wicht, Vättur, welches erstlich jedes Wesen, die Natur, alles Erschaffene; sodann einen Geist, das Göttliche; endlich auch: kein Ding, nichts bezeichnet.

drängten reden, ihnen Geschenke geben, die sie erretten, so erscheinen sie als angebetete, göttliche Wesen (quorum opibus aperte iuantur. Caesar de B. G. 10), wie sie es in den alten Zeiten den Deutschen wirklich waren. Auch die Bäume und Quellen, deren Verehrung sich lange fort erhielt, sind hier beseelt. Der Machandelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende Baum (iuniperus) ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde; die gesammelten Knochen des Gemordeten werden unter seinen Ästen, die sich gleich den Armen eines Menschen bewegen und sie umfassen, wieder belebt, und die von ihm aufgenommene Seele steigt aus den leuchtenden, aber nicht brennenden Flammen der Zweige in der Gestalt eines Vögleins hervor. Es ist nur anders ausgedrückt, wenn das in den Fluss geworfene Kind oder die weisse Braut gleichfalls in dem Bild eines Vogels sich wieder erhebt; der Fluss ist da ein belebter Geist. Anderwärts fangen die Zweige an sich zu erweichen und umfassen mit ihren Armen die in Trauer an dem Stamm Ruhende. Auch dem Grabe der Mutter entspringt ein Bäumchen, zu dem sich Aschenbrödel in der Noth wendet und das Geschenke herab wirft. Oder aus dem vergrabenen Eingeweide (dem Herzen) eines geliebten Thiers wächst ein Baum mit goldenen Äpfeln, der nur dem, wem er mit Recht angehört, gehorcht und folgt. Die Quelle aber, die glänzend über die Steine springt (wie heiliges Wasser in der Edda von den Bergen herabrinnt), ruft den Kindern zu, nicht aus ihr zu trinken, weil sie sonst verwandelt würden. — Weiter reicht schon die höhere Natur, die den Thieren beigelegt wird. Das Pferd Fallada spricht (wie Mimers Haupt) nach dem Tode noch zu seiner Gebieterin. Die Raben weissagen, sie wissen, gleich Odins Raben Huginn und Muninn (d. h. die mit Verstand und Gedächtnis begabten), was in der Welt geschieht. Überhaupt aber werden häufig die Vögel als Geister betrachtet. Die Tauben kommen und lesen dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche, hacken aber den bösen Schwestern das Aug aus; ein Vöglein wirft dem Vater eine goldene Kette um den Hals, der gottlosen Stiefmutter einen Mühlstein auf

den Kopf. Wer das Herz, die Leber, eines Vogels isst, erhält übernatürliche Kräfte. — Eine der ältesten Spuren der heidnisch-symbolischen Vermischung des Thierischen und Menschlichen sind die Schwanenjungfrauen, welche hier ganz in der Gestalt und Art vorkommen, wie sie von dem alteddischen Wölundslid und den Nibelungen dargestellt werden ¹⁾.

Mit dieser Ansicht von einer allbelebten Natur hängt auch das Übergehen in eine andere Gestalt zusammen, und die hier verwandelten Steine, Bäume, Pflanzen sind eigentlich geistig belebte. So schwört auch in der Edda dem Baldur die ganze Natur, nicht bloss Vögel und Thiere, sondern auch Feuer, Wasser, Eisen, Erz, Steine und Bäume Sicherheit vor aller Gefahr und hernach beweinen sie seinen Tod. Selbst die Zauberei, deren Macht sich hier so oft wirksam zeigt, beruht auf diesem Glauben, von einem allen Dingen inwohnenden Geist, über welchen man Herrschaft erlangen und ausüben kann.

Der Gegensatz des Guten und Bösen ist häufig durch Schwarz und Weiss, Licht und Finsternis ausgedrückt. Die guten, Hülfe bringenden Geister sind fast immer weisse Vögel und werden sie genannt: die reinen, gallenlosen Tauben; die bösen aber und Unheil verkündenden sind schwarze Raben. Es sind die schwarzen und weissen Alfen der nordischen Mythologie, welche die höchsten Götter eben so unterscheiden mochte, da Heindal der Weltbestrahler ²⁾ der weisse Ase ausdrücklich heisst und Balder lichtstrahlend ist. Aber auch bei Menschen wird auf diese Weise der Gegensatz bezeichnet. Das fromme Mädchen wird weiss wie der Tag, das gottlose schwarz wie die Sünde (Nacht). So kennt die

¹⁾ Eine Stelle des Gregor von Tours hist. Franc. II, 10 verdient zu dem Ganzen hier angeführt zu werden. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse nec prorsus agnovere deum; sibique silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere eisque sacrificia delibare consueti.

²⁾ Vergl. gloss. edd. I, 553.

Edda Söhne des Tags (Dags-synir, megir) und die Tochter der Nacht (Sigurdrifas Lied No. 4 und grönländische Atlislieder No. 61) und der eddische Name Dagr, welcher an unserm Dagobert, Tagglänzend, noch verstärkt erscheint, mag auf gleicher Idee beruhen. In jenem Schlosse ist alles schwarz und die drei schlafenden (zum Tod erstarrten) Königstöchter haben durch die Hoffnung zur Erlösung, denn der Zauber ist eine schwarze Kunst, nur erst ein wenig Weiss (Leben) im Antlitz. Eine andere kehrt stufenweis zu der Farbe des Lichts zurück, am ersten Tage werden die Füsse, am andern der Leib bis zu den Händen, am dritten endlich auch das Gesicht wieder rein und weiss, und dann erst ist die finstere Macht ganz bezwungen. Der Königssohn, der bei Tag schläft, nur in der Nacht wacht, und den, wenn er nicht unglücklich werden soll, kein Lichtstrahl berühren darf, ist gleichfalls ein schwarzer Alfe; auch diese flohen das Licht und wurden, von der Sonne getroffen, zu Stein. Daher die Sonne: der Jammer, die Klage der Alfen heisst (gräti álfa. Hamdismal Str. 1). Auch das Märchen von der Gänsemagd und der schwarzen und weissen Braut gehört hierher; es ist eigentlich die alte Mythe von der wahren und falschen Bertha. Schon dieser Name sagt die Glänzende aus, sie kämmt darum ihre goldstrahlenden Haare, weil sie, wie jene Königstochter, die ohne Kleidung sich bloss in den Mantel ihrer goldenen Haare hüllt, eine strahlende Sonne¹⁾, eine leuchtende Lichtelfin oder was dasselbe: eine weisse Schwanenjungfrau ist. Eine solche scheint auch ursprünglich Schneeweissen gewesen zu sein, das selbst im Tode noch weiss und schön bleibt und von den guten (weissen) Zwergen verehrt und gehütet wird. Dabei darf man wohl an die zwei Welten der nordischen Mythologie, die eine des Lichts und der Seligkeit (Muspelheim) und die andere der Nacht und Finsternis (Nifelheim), erinnern.

Das Gute wird von dem Herrn belohnt, das Böse bestraft; er kommt herab auf die Erde und besucht den Reichen und

¹⁾ Sonnenglänzende, solbiört, heisst die Wahlküre Sigrun im zweiten Helgelied Str. 44.

Armen, jenen findet er verdorben, diesen fromm und nach seinen Gesetzen lebend. Er vertheilt darnach seine Gaben, die jenem zum Verderben, diesem zum Heil ausschlagen. Oder, indem er wandelt, begegnet er einer guten und einer bösen Schwester, jener gewährt er die himmlische Schönheit, diese straft er mit Hässlichkeit. Eigenthümlich ist der Gegensatz ausgedrückt, wenn der Teufel als ein Gegengewaltiger sein eigenes Gethier sich erschafft, seine Geise aber alle fruchtbare Bäume benagen, die edlen Reben schädigen und die zarten Pflanzen verderben, so dass sie der Herr von seinen Wölfen muss zerreißen lassen. Er ist der Schwarze, der nordische Surtur, der gegen die lichtstrahlenden, milden Götter (in suasu god) streitet (s. Vafthrudnismál 17. 18).

Überhaupt die Weise, wie Gott, der Tod und der Teufel leiblich auftreten, hat nicht selten einen ganz heidnischen Anstrich. Gott zieht umher, wie Odin, in Menschengestalt und wird scheinbar getäuscht, ja der Spielhans fängt zuletzt, wie ein Jöte oder Titan, Krieg gegen den Himmel an und will sich mit Gewalt den Zugang eröffnen. Auch die Fahrt in die Hölle (die Unterwelt, die nordische Hel) wird von dem, der in einer Glückshaut geboren ist, unternommen und ihm gelingt es, die drei goldenen Haare des Teufels (den geraubten Hort) herauf zu holen. Dieser hat hier und in einem andern Märchen, wo er von drei Soldaten, denen er Räthsel vorlegt, ganz das Wesen eines naturstarken, in Felsenhöhlen wohnenden Jöten, den das kleine aber edlere Geschlecht, von seiner eigenen Tochter, Frau oder Mutter unterstützt, überlistet; nicht anders als wie Thor den Kessel des Hymer (Weltbecher, aus welchem die Götter trinken wollen) holt. Die Strafe des Bösen: in eine Tonne unter Nattern geworfen zu werden erinnert nicht bloss an die Schlangenhöhlen der Sagen, sondern noch bestimmter an Náströnd, den Aufenthalt der Gottlosen; denn er ist nach der Edda mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe einwärts gekehrt Ströme von Gift herabspeien. So auch ist über Lokes, des bösen Geistes, Antlitz eine Schlange befestigt, damit ihr Gift auf ihn herabtröpfe.

Heidnisch in seinem Ursprunge ist der Gedanke von einem auf Erden vorhandenen, alle Seligkeit in sich fassenden Schatz, welchen zu erwerben Glücklichen und vom Schicksal Begünstigten möglich ist; denn wer zu der Quelle aller irdischen Herrlichkeit dringt, den lässt das Heidenthum des höchsten Lebens Meister und Herr sein. Dies ist die Idee, der in verschiedener Gestalt, als Hut, Tuch, Tisch u. s. w. vorkommenden Wünscheldinge, welche jeden Gedanken befriedigen, Unsichtbarkeit verleihen, keines Raumes achten, kurz alle irdischen Schranken übersteigen. In dem Hort der Nibelungen liegt daher die Wünschelruthe, der Zauberstab, bedeutungsvoll verschlossen und zeigt, dass Kampf um den Besitz des höchsten Guts der eigentliche Inhalt der alten Sage ist. Im Titulur Str. 4751 steht die merkwürdige Stelle: „wande sich der gral gelichtet dem paradis mit siner wunschelruoten¹⁾.“ Die weisse, d. h. die glänzende, auf dem Gold ruhende Schlange (Fafner), womit die Unke, die eine Krone trägt und die kostbarsten Schätze gesammelt hat, übereinstimmt, ist gleichfalls ein Symbol jenes Horts; darum erwirbt, wer von ihr isst, d. h. ihres Wesens theilhaftig wird²⁾, die höhere Einsicht in die Natur der Dinge, versteht die Sprache der Vögel und hat das Glück an sich gebannt. Ferner das Herz des auf Goldeiern brütenden, selbst goldgefiederten Vogels ist wieder nichts anders, als jenes Schlangenhertz, und wenn dem, der es genossen, das Gold im Schlaf unter dem Haupt wächst, so ist das ein bezeichnendes Bild von der unbewusst in ihm wirkenden Kraft. Hierher gehört auch die

¹⁾ Es verdient angemerkt zu werden, dass Valhau (der selige Aufenthalt der im Kampf Gebliebenen) in der Atlaquida (Str. 2. 14) bloss die herrliche, die Wunschhalle heisst; Wunsch hier, wie überhaupt bei den Wünscheldingen, in dem alten Sinne als Inbegriff alles Wünschenswerthen genommen. Dasselbst wird auch (Str. 30) der in den wallenden Rhein zu versenkende Hort *val baugar* genannt, zunächst herrliche, ausgewählte Ringe; weil aber der, welcher die Wahl hat, seine Wünsche befriedigen kann, auch Wunschringe. — Sonst kommt die Sache in der Edda noch unter andern Namen vor: *Gamban-trinn* Wünschelruthe (Skirnif. 32) und *Gambansuml* Wunschtafel (Ägisdr. 8).

²⁾ So erhält Loke erst seine böse Natur, nachdem er das gebratene Herz eines bösen Weibes gegessen. Hyndluliod Str. 37.

unter den Wurzeln eines Eichbaums sitzende, also in der Erde verborgene Goldgans, die dem, welchem es gelingt sie hervor zu heben, Glück und Segen verschafft, was episch lebendig dadurch ausgedrückt wird, dass ein jedes sie nur berührende Ding, wie an einem Magnet, fest an ihr hangen bleibt. — Ein anderes Bild ist der Baum, an welchem die Äpfel des Lebens wachsen, in der nordischen Mythologie so gut als in der griechischen bekannt; ohne sie veraltet und welkt alles Leben und sie vermögen das halb erstorbene wieder zu erfrischen und zu verjüngen. Dasselbe bedeutet die Quelle, an welcher das Wasser des Lebens geschöpft wird, nach ihm sehnt sich der kranke König, weil es ihn allein heilen kann; es schliesst Wunden zu und giebt den Menschen, welche Zauberei in Steine verwandelte, ihre Gestalt zurück.

Verschiedentlich wird die Geschichte von einem König erzählt, der drei Söhne hinterlässt und nicht weiss, welchem er Reich und Krone nach seinem Tode überlassen soll. Er macht daher eine Aufgabe, es sei nun etwas Schweres zu vollbringen, etwas Seltenes und Kostbares zu holen oder eine grosse Kunst zu erlernen; wer sie löst, der soll der Erbe sein. Sie ziehen aus und jeder versucht sein Glück. Dass gewöhnlich der Jüngste, anscheinend der am geringsten Begabte den Sieg davon trägt, ist in einer sittlichen Idee begründet, über die nachher noch etwas wird angemerkt werden. Herodot (IV, c. 5) erzählt ein ganz ähnliches Märchen der Skythen über ihre Abkunft, welches, da auf die Verwandtschaft des Germanischen mit dem Skythischen überhaupt Rücksicht zu nehmen ist, mit jenen zusammengehalten zu werden verdient. Targitaus, vom höchsten Gott erzeugt, sei der erste Mensch in Skythien gewesen und habe drei Söhne hinterlassen. Während diese geherrscht, seien einmal goldene Werkzeuge vom Himmel gefallen, nämlich: ein Pflug, ein Joch, eine zweischneidige Streitaxt (*σάγαρις*) und eine Schale (*φιάλη*). Als der Älteste der drei Brüder sie aufheben wollte, sei das Gold glühend gewesen, darauf der zweite gekommen, aber auch diesen habe es gebrannt. Nachdem nun beide von der Glut abgewiesen worden, sei der Jüngste hinzugetreten, der das Gold ausgelöscht

gefunden und daher die Werkzeuge habe heimtragen können. Worauf die beiden andern diesem allein das Reich überlassen. — Die flache Schale ist wohl ein Bild des Landes selbst, Pflug und Joch bezeichnet den ackerbauenden, das Schwert den Stand des Kriegers; es sind also die Symbole der Herrschaft über dieses Reich, welche der Himmel einem der drei Brüder zuweisen wollte. Auch in der *Völuspá* (Str. 7) schneiden ja die Asen selbst bei der Welteinrichtung Gold, bilden Zangen und verfertigen Werkzeuge. Das Glühen der Geräthschaften deutet auf einen germanischen Glauben, welcher der Probe des glühenden Eisens zu Grund liegt, denn dieses kann nur von dem, der Recht hat, dem ganz Schuldlosen, ohne Gefahr angeführt werden. — Die drei Söhne aber sind in den Märcchen nichts anders als die Trimurti, in welche sich der höchste Gott bei der Bildung der endlichen Welt zertheilt, dem einen von den dreien wird aber die Oberherrschaft wieder verliehen, damit die Idee des alleinigen Gottes nicht verschwinde. Jener skythische Targitaus ist kein anderer, als der Mannus des Tacitus (Germ. 3), der Sohn des Gottes Thuisko, nach dessen drei Söhnen Deutschland dreifach benannt oder eingetheilt wurde; in der nordischen Mythologie aber der zuerst erschaffene Bure, dessen drei Söhne, Odin, Vile und Ve (Har, Jafnhar und Thridi oder nach der *Völuspá* Odin, Häner und Loder¹⁾), die Welt ordnen und bevölkern. Odin hat hernach die Oberherrschaft erlangt.

Der goldene, der gläserne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang so schwer und erst mit Beihülfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlicher Kräfte zu finden ist, welchen unten angefesselte wilde Ungeheuer bewachen, und wo die Wunschdinge bewahrt werden, scheint ein Götterberg alter Mythen zu sein. Es ist derselbe, auf welchem die zwölf Riesen (Götter) den Nibelungenhort hüten, oder auch das nordische Flammenschloss der Brun-

¹⁾ Schering in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft 1810 vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass Loder mit Loke eins sei. Wenigstens ist aus Lokasenna Str. 9. gewiss, dass Loke mit Odin früher in genauer Bekanntschaft und Brüderschaft gelebt.

hilde, deren Isenburg im deutschen Gedicht nichts anders als Eis-Glasburg aussagt. Im Norden finden wir Asgard als Mitte der Welt mit goldenen Schildern gedeckt; und die Art, wie im Marienkind der Himmel mit seinen zwölf Thüren und der dreizehnten verbotenen beschrieben wird, als ein prachtvolles Goldhaus, erinnert noch bestimmter an das goldglänzende Gladshheim mit seinen zwölf Sitzen für die Asen und dem Thron für Odin. Ferner ist Gimli zu vergleichen, heller als die Sonne, nach dem Weltende als die Wohnung der Guten noch fortbestehend; auch das Goldhaus Sindri auf dem Idagebirge und jenes, welches nach der deutschen Sage (B. II, St. 447) dem heidnischen Friesenherzog Radbot gezeigt ward. Endlich scheint der nordische Gläsisvölr, welcher als vorodinisches Paradies betrachtet wird und worin der Acker der Unsterblichkeit (udainsakur) lag, hierher zu gehören. Heilige-Himmels-Berge kommen dem Namen nach so gut bei uns als in den altnordischen Dichtungen vor, wenn gleich manchmal nur in der bloss sinnlichen Bedeutung von hohen¹⁾.

Die Frau Holle oder Hulda hat auch noch, aber schwerlich in andern Ländern Deutschlands als in Hessen, Thüringen und Franken den Namen aus der Vorzeit behalten. Sie ist eine gnädige und freundliche, aber auch furchtbare und entsetzliche Göttin; sie wohnt in den Tiefen und auf den Höhen, in den Seen und auf den Bergen, theilt Unglück oder Segen und Fruchtbarkeit aus, je nachdem sie urtheilt, dass es die Menschen verdient haben. Sie umspannt die ganze Erde, und wann sie ihr Bett macht, dass die Federn fliegen, dann schneit es bei den Menschen. Ähnlich träufelt Thau und Regen herab und befruchtet das Land, wenn die Wolkenpferde der Wahlküren sich schütteln. Sie lässt sich die Haare kämmen (strehlen), das heisst: sie theilt die Sonnen-

¹⁾ S. die Anmerkung zu dem ersten Helgelied S. 37 in unserer Ausgabe. — In Schottland sieht man noch jetzt auf den Spitzen hoher Berge Ruinen von wirklichen Glasburgen (vitrified forts), deren Mauern nämlich mit Glas künstlich überzogen waren. Sie sind vom höchsten Alter. Vergl. gloss. eddicum II, p. 879 Note. Im Wigalois Mauern wie Glas glänzend und ein Haus von hellen Kristallen gebaut, 4594—4606.

strahlen über die Erde aus, denn auch die nordische Erdgöttin Sif hatte ein herrliches, von den Zwergen gewirktes Goldhaar. Um Weihnachten, wann die Sonne wieder steigt, zieht sie durch die Welt, belohnt und straft, sie führt besondere Aufsicht über die Spinnerinnen, welche, wie sich gleich zeigen wird, die das Schicksal spinnenden Elfenjungfrauen sind. Überhaupt ist sie die grosse Mutter vom Berge, eine Erdgöttin, wie es die auf Rügen verehrte Hertha und die Ceres der Griechen war. Mehr von ihr zu sagen wird sich am besten bei der Erläuterung der Sagen von ihr (B. I, S. 6—10) schicken, hier erscheint sie in ihrer zweifachen Natur, schrecklich anzusehen und doch mild und wohlgesinnt gegen das fromme Kind.

Altheidnischen Glauben enthält auch das Märchen von den drei spinnenden Weibern; diese nämlich spinnen den goldenen Faden des Schicksals, gleich den Normen, Wahlküren und Parzen¹⁾. In ihnen sind leicht die halbüberirdischen Schwanenjungfrauen, als welche auch die Wahlküren geschildert werden, zu erkennen: sie haben noch den Platschfuss oder den breiten Daumen und die Schnabellippen. Rastlos spinnen sie Tag und Nacht, ohne Ende quillt der Faden hervor, aber auch die Edda sagt von den Wahlküren, dass sie ohne Ruhe gewesen, immer (nach ihrer Arbeit, das Schicksal zu treiben, weben, orlog drygia) sich geseht²⁾, und in dem Wölundslid wird gerade erzählt, wie sie am Seestrand sich niedersenken, das Federgewand ablegen und köstlichen Flachs spinnen. Das ist nämlich der epische, sinnliche, aber bedeutungslos erscheinende Ausdruck für den alten tief-sinnigen: das Schicksal spinnen, weben. Auch die goldspinnenden Königstöchter in den Märchen sind nichts anders, als Glück und Reichthum spinnende, schaffende Schwanen-

¹⁾ Auch die Edda (im ersten Helgelied Str. 3) bedient sich des Ausdrucks: Schicksalsfäden (aurлаг thättir) und goldene Fäden (gullin simar); die Normen befestigen sie unter dem Mondsaa, d. h. am Himmel.

²⁾ Thráda, desiderio teneri, ist der Ausdruck Völundarquida Str. 3. Thrá valkyrior sagt der dunkle Hrafnagalldr am Eingang.

jungfrauen. Und da die Spindel, das Rad kreist, so fällt mit diesem Bild ein anderes gleichfalls uraltes, in dem eddischen Mühlenlied schon ausgebildetes zusammen, von einem Mühlenrad des Schicksals, welches alles, was der Wunsch verlangt (daher auch ein Wünschelrad), mahlt: Gold, Frieden und Krieg. Und so werden wir auf die noch fortdauernde Idee eines das Entgegengesetzte herumtreibenden Glücksrades (wie es im Wigalois der König besitzt) geführt. Fast immer sind die Goldspinnenden auch Hirtinnen, sie hüten Gänse, Schwäne, d. h. die Geister, was wiederum nur ein anderer Ausdruck für das Lenken, Bewachen des Schicksals ist.

Gleichfalls der Däumling (pollux) ist eine aus der Vorzeit übrige Götteridee. Er ist der die Heimath Schützende, seine Geschwister aus der Noth Rettende, immer wohl Leitende und ohne Zweifel mit den Kabiren und Penaten verwandt, die ja auch in kleiner, zwerghafter Gestalt gedacht wurden. In eine Reihe mit ihm gehören die Wichtel-, Haulemänner, Kobolde und Zwerge. Sie sind gleichfalls die Alfen der nordischen Mythologie und eben so beides: gut und wohlwollend oder böse und schadenfroh. Sie bewohnen nicht bloss die Oberwelt, sie heissen auch die Unterirdischen und durchdringen die verborgene und heimliche Erde, wo die herrlichsten Häuser für sie bereit stehen; sie sind der in die feinsten Adern der Welt vertheilte treibende Lebensgeist.

Überhaupt aber das die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwergwesen lebt hier noch in den Formen und Bildern fort, in welchen es die alten ursprünglich deutschen Gedichte darstellen, das Übermächtige und doch Ungeschlachte jener ist in ähnlichen naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, so wie die Schlaueit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich, welche durch ihre wunderbaren und geheimen Kräfte immer auch das Geistermässige ihrer Natur erkennen lassen.

Legen wir diese einzelnen Körner zusammen, so scheint von dem alten Glauben noch durchzublicken: Belebung der

ganzen Natur, Pantheismus, ein Fatum, das gute und böse Princip, die Trimurti, grosse höhere Götter mit ihrem Götterberg, so wie Verehrung kleinerer besonderer Gottheiten.

ÜBERSICHT DES INHALTS.

Die epische Mannigfaltigkeit dieser Märchen ist dagegen gross, jedes Einzelne hat seinen besonderen Inhalt, und über die Verwandtschaft und Einstimmung mit andern ist in den jedesmaligen Anmerkungen das Nöthige enthalten. Dennoch lässt sich das Ganze in gewisse Massen eintheilen und darnach übersehen.

Erstlich wird der Kampf des Guten und Bösen, von dessen eigenthümlichem Ausdruck vorhin die Rede war, in vielfachen Verschlingungen und Wendungen dargestellt; häufig in den kindlichen Verhältnissen der Geschwister. Der Bruder ist in die Gewalt böser Mächte gefallen, die Schwester hört es und sucht ihn nun, durch Wälder und Einöden wandernd, scheut keine Gefahr, vollbringt die schwersten Aufgaben und erlöst ihn endlich, denn das Gute und Reine taucht doch am Ende als das allein Wahre und Bestehende hervor und besiegt das Böse. Und in wie viel schönen Zügen ist dabei das Menschliche eingeflochten! Nicht immer gelingt es, den Zauber ganz aufzuheben, die Warnungen der wohlwollenden Geister werden vergessen und die Arbeit muss von neuem angefangen werden.

Die reinen Geister, indem sie das Gute befördern, begleiten sichtbar den Menschen auf seinen Wegen. Daher überhaupt Mythen und Sagen von jenen höheren Menschen, mit denen die Götter selbst Umgang geflogen, und daran schliessen sich die Märchen von jenen besonders begabten, mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgestatteten. Jener kommt schon in einer Glückshaut auf die Welt, ihm schlägt alles Widerwärtige zum Vortheil aus, er geht selbst in die Hölle, dem Teufel seine Geheimnisse abzulocken. Den beiden Brüdern wächst das Gold im Schlaf unter dem Kopfkissen, kein Schuss versagt, die Thiere kommen herbeigelaufen, um ihnen zu dienen, und Zauberei vermag nichts gegen sie. Sneewittchen, Aschen-

puttel und das mit seinem Liebsten Roland entfliehende Mädchen stehen unter einem besonderen Schutze.

In seiner Idee immer dasselbe wird ein Märchen vier- bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältnissen und Umständen erzählt, so dass es äusserlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unschuldige, gewöhnlich die jüngste Tochter wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugesagt oder sie giebt sich selbst in seine Gewalt. Geduldig trägt sie ihr Schicksal, manchmal wird sie gestört von menschlichen Schwachheiten und muss diese schwer abbüssen, doch endlich empfindet sie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die hässliche Gestalt eines Igels, eines Löwen, eines Frosches ab und erscheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit. Diese Sage, welche auch bei den Indiern einheimisch ist und mit der römischen von Amor und Psyche, der altfranzösischen von Parthenopex und Meliure sichtbar zusammenhängt, deutet die Bannung in das Irdische und die Erlösung durch Liebe an. Stufenweis arbeitet sich das Reine hervor, wird die Entwicklung gestört, so stürzt Elend und Schwere der Welt herein und nur von der Berührung der Seelen, vor der Erkenntnis in Liebe fällt das Irdische ab.

Es ist schon vorhin bemerkt, dass diese Poesie es ihrer innern Lebendigkeit überlässt, die gute Lehr ezu geben; an sich ist es nicht ihr Zweck, am wenigsten ist sie ausgedacht, um irgend eine gefundene moralische Wahrheit aus einander zu setzen. Dagegen sind einige Märchen deutlich auf eine Lehre gerichtet, doch nur indem sie mit dem bestehenden Volksglauben zusammenhängt und daraus die Sage sich gebildet, nicht aber soll sie durch den ersonnenen Gang einer Geschichte, wobei zuletzt eine Erklärung nöthig wird, herausgekünstelt werden. Dahin das Märchen von dem Mütterchen, welches über Gottes Fügungen trauert und in einem nächtlichen Bilde die traurigen Schicksale schaut, die von ihr abgewendet worden; das Märchen von dem Kind, das der gestohlene Heller nicht im Grabe ruhen lässt, das die Hand aus dem Grabe streckt; von der Brautschau, den Schlickerlingen, wodurch Fleiss und Häuslichkeit empfohlen werden; von dem Grossvater und Enkel;

dem undankbaren Sohn; von der Sonne, die allem Heimlichen zusieht und es an den Tag bringt.

Mehrere sind ganz christlichen Inhalts und unterscheiden sich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit von den einförmigen Legenden. Vor allen ist das Marienkind zu nennen: erst lebt es mit den Engeln in reiner Unschuld, dann, durch die Neugierde zur Sünde verleitet, wird es aus dem Himmel verstossen. Nun muss es den Schmerz der Erde erfahren, so lang es in der Sünde beharrt, aber in dem Augenblick, wo sich das Herz zu Gott bekehrt, zeigt er sich auch wieder gnädig und alle Noth hört auf. In dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände ist es so schön ausgedrückt, dass vor der Reinheit alle List des Bösen zu Schanden wird, und wie Gott darum die abgehauenen Glieder aufs neue wachsen lässt, so verleiht er dem Frommen, der unter einem Galgen sitzt, aber unter einem Kreuz zu sitzen glaubt und zu ihm betet, durch einen reinen Thau die Augen wieder. In dem Märchen von der Nelke speisen Gottes Thiere, wie jenen Propheten, die unschuldig eingekerkerte Königin, die darum auch, als sie befreit worden, weil sie himmlische genossen, keine irdische Nahrung mehr anrührt und stirbt. Der Knabe, der im Vertrauen auf Gottes Wort immer fort geht, um das Himmelreich zu finden, deutet an, dass der feste Glaube auch bei einem äussern Missverständnis zur Seligkeit führe. Einige märchenhaft ausgebildete Legenden sind am Ende zugefügt.

Der Zusammenhang einer besonderen Reihe mit der deutschen Heldensage ist in den Anmerkungen bis ins Einzelne nachgewiesen und hier nur im Allgemeinen etwas darüber zu erinnern. Die Sage pflegt in der Überlieferung vorzugsweise entweder ihren geschichtlichen Inhalt oder die innere Gesinnung der darin handelnden Menschen fest zu halten; je nachdem sie das eine für das Wichtigste ansieht, vernachlässigt sie das andere. In dem vollkommenen und blühenden Zustand einer epischen Zeit ist freilich beides gleich mächtig und bedingt sich gegenseitig; späterhin aber herrscht eine Richtung vor. Gewöhnlich pflegt die sogenannte Kunstpoesie die Fabel zurückzusetzen, um die Gesinnung auszubilden, wäh-

rend die Volksdichtung jene vor allem zu erhalten sucht. In unsern Märchen ist zwar die Übereinstimmung in der Fabel selbst das Überwiegende, doch haben sich auch Charaktere fort erhalten, namentlich erscheint Siegfried öfter am kenntlichsten in dem jungen Riesen an jener eigenthümlichen Mischung eines tapfern und reinen Herzens und einer gutmüthigen und scherzhaften Laune, in welcher ihn das Nibelungenlied darstellt. Siegfried handelt unbewusst, aber in sicherem Gefühl von der Herrlichkeit seiner Natur und Lebenskraft. Was den Zusammenhang mit der Fabel betrifft, so wäre er zu eng angegeben, wenn man voraussetzte, anfänglich sei völlige Übereinstimmung gewesen und nur durch Ausfüllung der Lücken mit Hülfe der Einbildungskraft das Abweichende entstanden; dagegen, wollte man behaupten, die Übereinstimmung, wie sie sich findet, sei bloss zufällig oder hätte ihren Grund in dem auf gleiche oder verwandte Gedanken von selbst zurückkehrenden Geist, so wäre dies noch unrichtiger. Sie ist zu merkwürdig und geht in zu viele einzelne Züge, als dass an einen solchen Zufall könnte gedacht werden. Freilich ist die deutsche Sage im Ganzen und Grossen aus dem Wesen des deutschen Geistes entsprungen, und es ist ihre Aufgabe ihn darzustellen; aber eben in dem Ineinandergreifen des Nothwendigen der Überlieferung und des Freien der poetisch-bildenden Kraft besteht ihr Leben, und eine solche Mischung müssen wir auch hier annehmen. Dass sich noch ein Zusammenklang mit der nordischen Sage, am deutlichsten in Beziehung auf Aslaug, erhalten, der in andern Denkmälern nicht mehr vernommen wird, ist um so wichtiger, als es zeigt, dass das Ganze nur in dem Bewusstsein des Volks vollständig vorhanden war und dasjenige, was in den einzelnen Gedichten hervortrat und ausgebildet wurde, immer nur als Bruchstück, wenn auch organisches, darf betrachtet werden. Bei dem Volk hat noch fortgedauert, was in den durch die Schrift auf uns gekommenen Dichtungen so gut spurlos untergegangen ist, als jene gleichfalls hierher gehörigen Lieder von Saurle und Hamder, deren Dasein doch ausdrückliche Zeugnisse beweisen. Auch hierin

gleich die Sage der Sprache, die eben so nur in dem Bewusstsein des ganzen Volks vollständig lebt.

Die Thiermärchen öffnen eine andere Welt. Das heimliche Treiben der Thiere in den Wäldern, Triften und Feldern hat etwas sehr Bedeutendes. Es herrscht unter ihnen eine bestimmte Ordnung, in dem Bau ihrer Wohnung, in dem Ausflug, der Heimkehr, dem Füttern der Jungen, der Vorsorge für den Winter; ihr Gedächtnis scheint gross, sie machen sich einander verständlich, und ihre Sprache ist wohl nicht mannigfaltig, aber mächtig und eindringlich. Sie vereinigen sich in Schaaren, ziehen aus, haben Anführer und bekriegen einander. Dabei ist nichts natürlicher, als ihnen ein sittlich geordnetes, menschliches Leben und Weben zuzuschreiben, das sie nur unsern Blicken zu verbergen scheinen. Das Auge der Dichtung aber sieht alles Geheime und Verborgene, sie offenbart diesen innern Haushalt der Thiere, und da sie ihnen zugleich die menschliche Sprache beilegt, wodurch sie allein schon vieler menschlicher Gedanken theilhaftig werden, so sind sie uns noch näher gerückt. Ausserdem entsteht durch die beständige Vermischung des Thierischen und Menschlichen ein besonderer Reiz: man denkt, es wären wirklich Menschen, die Gefallen daran hätten, sich einmal in dieser Gestalt zu belustigen. Natürlich, dass bei dieser Vereinigung Sagen herüber und hinüber gegangen sind; manchmal wird das ganz Unbelebte mit hineingezogen, selbst Strohhalme, Kohle und Bohne machen eine Reise zusammen. Das Böse in List und Verschlagenheit ist der Fuchs, dessen Verwandtschaft mit dem ungetreuen Sibich der deutschen Heldensage an einem andern Ort gezeigt worden; in Gewalt und Plumpheit ist es der Wolf. Die schwachen Thiere, zumeist die Vögel, sind die Gutgesinnten, welchen von jenen nachgestellt wird. Auch stehen sich beide wieder entgegen, wie anderwärts Zwerge und Riesen: so ist in dem Märchen von dem Bär und Zaunkönig der Sieg der Kleinen über die Grossen und Unbeholfenen beschrieben, und der Wolf, der das Rothkäppchen und die jungen Ziegen berückt, stellt den Menschenfresser vor, der endlich doch

durch seine Plumpheit überwältigt wird. Manches gehört in den Fabelkreis von Reinhart Fuchs und wird dort besser sich erklären lassen. Wo die Menschen mit den Thieren zusammenkommen, sind jene gewöhnlich hart und ungerecht, werden aber dafür bestraft, wie z. B. in dem Märchen von dem Hund und Sperling.

FESTSTEHENDE CHARAKTERE.

Die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes pflegt die Poesie um Einzelne zu versammeln, so dass, was in der Menge zerstückt, schwach oder unbestimmt sich zeigt, gesteigert und zu einem Ganzen vereinigt wird; man könnte sagen, sie liess uns nur vollständige und in Farben ausgemalte Exemplare sehen. Stellt ein solcher Charakter zwar das Gemeinsame dar, so tritt er doch zugleich als eine scharf gezeichnete, für sich in ihrer Besonderheit lebende Gestalt auf; vorzüglich erscheinen im Komischen, weil es so viel Eckiges und Hervorspringendes hat, gleich feststehende Masken. Überhaupt aber, je mehr solche Charaktere auf die Natur eines Volks, seine Tugenden und Schwächen sich gründen, desto bleibender und unvergänglicher werden sie auch sein und nach allen äusserlichen Veränderungen jedesmal frisch sich herausbilden. Welches Epos hätte nicht als Helden einen Achill und Ulysses, im Humor und Scherz seinen Lalenbürger und Eulenspiegel. Es sind die natürlichen Formen und Grenzen der Poesie, innerhalb welcher sie sich mit aller Freiheit und Mannigfaltigkeit bewegen kann. Von Siegfrieds eigenthümlichem, die deutsche Natur vorzugsweise bezeichnendem Charakter war vorhin die Rede; dieser hat aber schon einen gewissen Anklang von einem andern, der hier oft vorkommt und der Dummling genannt wird. In der Jugend zurückgesetzt, zu allen Dingen, wozu Witz und Gefügsamkeit gehören, ungeschickt muss er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden; er ist das Aschenkind, das am Herde oder unter der Treppe seine Schlafstätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch;

schön wird er im Parcifal der Dumme Klare genannt¹⁾. Kommt es dann zur lebendigen That, so erhebt er sich schnell, wie eine lange keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das Ziel zu erreichen. Er ist hier unter verschiedenen Verhältnissen dargestellt, gewöhnlich der Jüngste von dreien Brüdern, stehen ihm die beiden andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn sie zusammen ausgeschiedt werden, um eine Aufgabe zu lösen, wornach der Vorzug unter ihnen bestimmt werden soll, verlachen ihn jene und sehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er sich ganz verlassen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein ander Mal hat er weltliches Wissen hintangesetzt und nur die Sprache der Natur gelernt, darum wird er verstossen, aber jene Erkenntnis erhebt ihn bald über alle anderen. Unterliegt er der Missgunst und wird ermordet, so verkündigt doch lange nachher der weissgebleichte, hervorgespülte Knochen die Unthat, damit sie nicht unbestraft bleibe.

Der Dummling ist der Verachtete, Geringe, der Kleine und nur von Riesen aufgesäugt, wird er stark; so nähert er sich dem Däumling. Dieser ist bei seiner Geburt nur so gross als ein Daumen und wächst auch nicht weiter. Bei ihm aber ist alles in Klugheit ausgeschlagen, er ist aller List und Behendigkeit voll, so dass er sich aus jedem Unfall, in den ihn seine kleine Gestalt so oft bringt, jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil für sich zu ziehen weiss. Jedermann äfft er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerei, überhaupt die Natur der Zwerge; auch mögen alte Sagen von diesen hier noch fort-dauern. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen schreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstochter erwirbt; er allein kann die vorgelegten Räthsel lösen.

Das Bauerlein, das ein hölzernes Kalb auf die Weide schickt, aber hernach durch allerlei listige Streiche sich Reich-

¹⁾ Vergl. Altdeutsche Wälder I, [S. 1].

thum zu verschaffen weiss, steht zwischen dem Däumling und dem Lalenbürger. Dieser kommt aber hier in verschiedenen Abstufungen vor, am deutlichsten in den Narrheiten des Catherlieschen und der klugen Else, die Albernheit wird unter dem Anschein eines breiten Verstandes und mit eigenem Wohlgefallen manchmal mit einem leisen Bewusstsein betrieben; dann gehören die sieben Schwaben hierher, die alle an einem Spiess auf Abenteuer ausziehen, einen Hasen als ein Ungeheuer aufjagen und von einem Frosch ums Leben gebracht werden. Eigene Mischungen sind, wo die Dummheit zum Vortheil ausschlägt, wie beim Doctor Allwissend und bei der Hochzeit des gescheidten Hans, oder umgekehrt die Weisheit immer übel angewendet wird, wie bei dem Jungen, der auf Reisen gehen wollte.

Ein vierter Charakter ist der Bruder Lustig. Er bekümmert sich um nichts, als ein fröhliches Leben, weiss nicht, was gut und was böses ist, und ihm wird darum nichts zugerechnet. Als der Herr kommt, bei ihm zu herbergen, ist er bereit, das Letzte mit ihm zu theilen, doch verthut er gleich im Spiel den Groschen, wofür er einen Trunk zu der Speise holen soll. Dem Apostel Petrus, der in der Gestalt eines Armen um ein Allmosen ihn anspricht, giebt er seinen letzten Heller, und als dieser im Glauben, einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebrateten Lämmchens und ist ärgerlich, dass der mächtige Apostel nicht mehr Geld zusammen bringt. Als Bärenhäuter dient er dem Teufel, wird aber aus der Hölle wieder fortgeschickt. Den Tod hat er lange zum Narren, endlich muss er ihm folgen, aber nun will ihn weder der Himmel noch die Hölle einlassen, bis er durch einen guten Einfall in jenen sich Eingang verschafft. Gewissermassen macht der Schneider, welcher, als er aus Gnaden in den Himmel aufgenommen worden, dort Richter über die Sünden sein will und wieder ausgestossen wird, das Gegenstück zu ihm. In der Legende ist der heilige Christoph, der sich einen Herrn sucht, dem Teufel dient und mit Verachtung ihn verlässt, weil er vor dem Christkind erschrickt, nach diesen Sagen gebildet.

Endlich der Aufschneider; in ihm giebt sich die reine und, weil sie unverhohlen ist, schuldlose Lust an der Lüge kund. Die menschliche Einbildungskraft hat das natürliche Verlangen, einmal die Arme, so weit sie kann, auszustrecken und ungestört das grosse Messer, das alle Schranken zerschneidet, zu handhaben. In diesem Sinne ist das Märchen von dem aus dem Himmel geholten Dreschflegel gedacht; nur ein Schritt weiter ist dann das Zusammenstellen des völligen Widerspruchs und Vereinigung des Entgegengesetzten, wie im Märchen vom Schlaraffenland. Doch mögen auch in jenen wunderbaren Künsten der sechs Diener alte Riesensagen fort dauern, die nur, nachdem aller Glaube daran sich verloren hatte, in einer solchen humoristischen Weise noch dargestellt werden konnten. Wenigstens wird das Riesenwesen, ihre Sprünge, ihr Schiessen und Kugelwerfen, die sprengende Kraft ihrer Augen, ihr ungeheures Essen und Verschlingen in den alten Sagen und Liedern ganz ähnlich und in allem Ernst beschrieben.

EINLEITUNG.

KINDERWESEN UND KINDERSITTEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. III — LXVIII.

1. „**L**asset die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen, denn solcher ist das Himmelreich“; dieser heilige Spruch bewährt sich durch alle Zeiten, überall geht das Leben des Menschen auf, wie eine Blume, ehe sie die stechende Sonne blässt und der irdische Staub trübt, in reiner, unversehrter Farbe. Hartmann von der Aue weiss darum nicht herrlicher die Tugend einer Frau zu preisen, als wenn er ihre Worte und ihr Wesen mit dem der Kinder vergleicht. Iwein 6470 [6497 — 6503]:

si was, daz man an kinden
niemer mohte vinden
süzzere worte noch reiner site:
si mohte da betwingen mite
eines engels gedanc,
daz er vil lihte einen wanc
durch si von himel tate.

Ein Engel wäre darum vielleicht bewogen worden, zu ihr vom Himmel herabzukommen, so wie man glaubt, dass jeden Menschen von seiner Kindheit an ein Engel begleite. Darin ist auch die Freude begründet, die wir bei dem Anblick der Kinder fühlen, dass ihre Worte und Geberden treu, wahr und lieblich sind. „Ich liege dir in deinem Herzen und thue dir in den Augen wohl“ sagt das Kind zu seiner Mutter (Winsbeckin 30) [34, 3. 4]. Gudrun spricht in einem Liede der alten Edda (II, S. 532): „so war Schwanhild (meine Tochter) in meinem Hause, wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl.“

2. Rührend ist es, wenn wir die kleinen Züge aus dem Kinderleben in den alten Dichtungen schon beachtet finden. Man spielt mit Kindern, indem man sich neckend bald zeigt, bald versteckt; davon nimmt Wernher in dem Loblied auf die Jungfrau Maria ein schönes Gleichnis: der Engel, der mit ihr gesprochen und bei ihr stand (S. 106),

er verbarg ougen unde munt
sin anlutze ioh den schin;
also spilt er mit der kunigin
als man pflait mit den kinden.

Fischart hat wohl dieses Spiel gemeint, wenn er von dem Vater spricht, der „mit dem Kind Mumels spielt“, Gargantua 71a. Kinder glauben sich zu verbergen, wenn sie die Hand vor das Gesicht halten, und so sagt Tyro von Schotten Str. 33:

wan si tuot als daz kindelin,
swanne daz verdecket diu ougen sin,
so wânt ez, daz es nieman sehe.

3. Der kindischen Lust und Trauer wird oft von den Dichtern jener Zeit gedacht. „Froh wie ein Kind sitzen“ ist ein bildlicher Ausdruck der Edda (sitia barnteitur. Hymisq. 2). Freidank sagt 2347 [125, 17. 18. W. Grimm S. 80²):

ein kint nâme ein gevertet ei
fur andre driu oder zwei

und ähnlich das Märe vom Häslein 54:

ein kint den apfel minnet
unt nâme ein ei fur des riches lant.

Im Wartburger Krieg heisst es (Str. 17 in der Maness. Sammlung): „vor Zorn muss ich zappeln, wie ein Kind, dem man das Ei versagt“. Und im Wilhelm von Oranse ganz ähnlich:

— weinen so diu wip
oder als ein kint nach dem ei.

Überhaupt ist das Weinen der Kinder sprichwörtlich. Im Tristan 4097 [4294. 4295]:

er saz und weinte
als ob er ein kint wäre.

und in der Wilkina-Saga (S. 94 und 139): „das Kind soll haben, wornach es weint.“

4. Sie müssen sich der Lehre unterwerfen. Alter Titulere
80 [86, 4]:

swa kint lernent uf stan nach stuolen,
die muozzen zem ersten dar kriechen.

Von Alexander und Aristoteles (in der Müller. Sammlung
Bd III, 69):

der meister nam den jungen knaben
unt lerte in die buochstaben
a b c d daz tet im an dem ersten we,
als ez noch tuot den jungen,
di do sint betwungen
mit schuole-meisterscheften.

Auch die Strafe wird erwähnt. Im Reinfried von Braun-
schweig spricht der Riese zu dem Helden, ich will mit dir
nicht streiten (Gotha. Hs. Bl. 150a):

ich wil dich lazzen riten
durch dinen tumblichen muot,
eine weichē, kranke (d. h. schwache) Kindes-ruot
horte uber dinen lip!
hastu ze tunde icht, daz trip
unt bis todes vor mir fri.

Aber Walter von der Vogelweide sagt auch schon sprich-
wörtlich (Man. I, 106b) [87, 1. 2]:

nieman kan mit gerten
kinds zucht beherten.

d. h. mit der Ruthe (allein) kann man ein Kind nicht erziehen. —

5. Sorglos sind Kinder und leben nach augenblicklicher
Lust. So heisst's im armen Heinrich 950 [949—954]:

— du tuost also diu kint,
diu so gehes muotes sint:
swaz den komet in den muot,
es si ubel oder guot,
dazuo ist in allen gach
unt geriuwet sie sere darnach.

Nach dem Bunten und Schimmernden greifen sie zuerst, daher
bei Freidank der Spruch 13 [125, 15. 16 verändert, vgl. Anhang
S. 243]:

was mit varwe ist uberzogen,
da wurt ein kint vil lihte betrogen.

3688. [106, 8. 9] wo kint sint bi der gluot,
da ist not, daz man ir huot.

und Ulrich Furterer sagt im Lanzilot Str. 49:

als — kinden tuot gezemen,
den man beut einen apfel rot,
lazzen daz gold in aus den henden nemen.

Dies bezieht sich vielleicht auf die Sage von dem Brüderchen, das mit seinem Schwesterchen Schlachtens spielte, es, wie man den Schweinen thut, in die Gurgel schnitt und tödtete. Ein alter Mann zu Franecker, wo es der Sage nach geschehen ist, gab den Rath, der oberste Richter solle einen schönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, das Kind dann zu sich rufen und beide Hände gleich gegen dasselbe ausstrecken; nähme es den Apfel, so solle es ledig erkannt werden, nähme es aber den Gulden, so solle man es tödten. Es geschah, das Kind aber ergriff lachend den Apfel und ward von aller Strafe ledig erkannt. — Es giebt eine ganz ähnliche orientalische Sage von Moses (Rosenöhl I, 88). Pharao gewann den Findling sehr lieb, obgleich die Wahrsager ihn warnten, dies könne das Kind des neuen Gestirns sein; aber der König achtete nicht darauf, bis eines Tages der kleine Moses, den er spielend liebte, ihn mit einer Hand beim Bart bis zur Erde niederzog und mit der andern ihm die Krone vom Haupt schlug. Pharao, ergrimmt, will ihn umbringen lassen, die Rätke schlagen ihm aber vor, erst zu versuchen, ob das Kind schon den Gebrauch der Vernunft erlangt habe oder nicht. Es ward ihm ein Becken voll Gluth, ein anderes voll Gold hingestellt. Moses wollte zwar nach dem Golde greifen, allein der Erzengel Gabriel leitete ihm die Hand nach der Gluth, die er nach dem Munde führte. Dies entschied und Moses war diesmal gerettet. — Die Weltchronik erzählt in der Casseler Handschrift Bl. 79b etwas abweichend: Pharao habe, spielend mit dem Kinde, ihm die Krone aufgesetzt, aber es habe sie zur Erde geworfen, so dass sie in Stücke zersprungen sei. Ein Priester habe dies als eine von Gott geschickte Vorbedeutung angesehen und, um nun zu prüfen, ob Absicht oder kindlicher Unverstand Schuld gewesen, sei dem Kind ein glühender Brand vorgehalten worden. Aber es habe kindlich

ihn angegriffen und in den Mund gesteckt, wovon es sich verbrannt, und weshalb Moses hernach gelispelt.

6. Wenn man Kindern nicht sagen will, wo man das her wisse, wornach sie fragen, so antwortet man wohl: „mein kleiner Finger hat mir's gesagt“ (auch im Französischen: „mon petit doigt me l'a dit“). Dies finden wir schon in einem altdeutschen Gedicht (Müller. Samml. Bd III Fragm. und kl. Ged. St. IX, V. 119): „min minnester vinger mirs verjach“. —

7. Wenn man Papier verbrennt, giebt man Acht, wie die Funken auf dem schwarzen Grund hin- und hergehen und nach und nach verschwinden, besonders auf den allerletzten. Man sagt, das seien die Leute, die aus der Kirche giengen, und der letzte sei der Glöckner oder der Küster, der die Thüre zuschliesse (Französisch que c'est l'abbesse qui fait coucher les nonnains).

8. Frisches Brot aus neuem Korn wird Hasenbrot genannt und der Hase hat es im Walde gebacken; es giebt auch eine Pflanze, die Hasenbrot heisst (briza media Linn.). Wenn auf den Bergen Nebel liegt, so ist es der Rauch aus seiner Küche: „der Has kocht“. Im Plattdeutschen: „de Voss badet sik“ oder: „de Voss bruet“; der Nebel heisst: „Vossbad“.

9. Aus den eddischen Liedern verdient es angeführt zu werden, wie Gudrun nach dem Verderben ihres Geschlechts und mitten im herbsten Schmerz der seligen Zeit gedenkt, wo sie mit ihrem Bruder Haugni in kindlicher Lust zusammengelebt. Atla-mál in grönlensku Str. 68:

Alin vith upp vorom i einu husi,
lekom leik margan ok i lundi óxom,
gáddi ockr Grimhildur gulli ok háls-meniom.

Wir beide wurden auferzogen in einem Hause,
manches Spiel spielten wir, in dem Walde wurden wir gross,
Krimhild (die Mutter) schmückte uns mit Gold und Halsbändern.

Gudrun scheint vorzugsweise ihren Bruder Haugni geliebt zu haben. Wenn sich von mehreren Geschwistern immer zwei, wie häufig geschieht, zusammenhalten und unzertrennlich sind, so pflegt man die beiden Messerchen und Gäbelchen zu

nennen. Im Plattdeutschen (nach Dähnert) heissen auch zwei zusammengewachsene Äpfel Kindappel.

10. Bei der Geburt eines Sohnes pflegt der Vater einen Baum zu pflanzen, an manchen Orten den langsam wachsenden Lebensbaum *Thuia occident.* (Vergl. unsere Edda S. 61 Anm. und Kopenh. Edda II, S. 59 Anm.) — In Schaffhausen, wenn ein Sohn geboren ist, trägt die Magd, die ihn den Verwandten ansagt, eine weisse Schürze und zwei Sträusse, einen vor der Brust, einen andern in der Hand; wenn es ein Mädchen ist, aber nur einen. (Stalder II, 355.) — Bei der Taufe erhalten Kinder ein Geschenk von ihrem Pathen. Im heidnischen Norden geschah dies, wenn sie den Namen, meistens Zunamen erhielten, und es hiess die Nafn-festi (Namensfestigung). Als die Wahlküre Swawa den Sohn Hiorwards, der noch kein Wort gesprochen, Helge nennt, hebt er an zu reden und verlangt nun auch das Geschenk zu dem Namen. Edda II, 33. Dieselbe Sitte beschreibt die jüngere Edda Dämesaga 63 und die Heimskringla VI, 9. Vergl. auch die Thorstein Bäarm. Saga Cap. 4. Sie macht auch eine merkwürdige Stelle beim Paulus Diaconus de gestis Longob. I, 8 deutlich, wo Frea dem Wodan sagt, weil er den Langbärten einen Namen gegeben (Odin heisst bekanntlich selbst Langbardur), so müsse er ihnen auch (als Geschenk) den Sieg verleihen. — Man pflegt heutzutage dem Kind etwas zu schenken, wenn es die ersten Kleider, Schuhe trägt usw. Eine uralte Sitte ist das Geschenk des Vaters bei dem ersten Zahn, im Nordischen hiess es Tann-Fé und im Grimmismal Str. 5 wird gesagt, dass Freyr seinen Sitz Alfheim als Zahngeschenk von den Göttern erhalten habe.

11. Kinderspiele. Die Kindheit selbst wird damit bezeichnet. Hartmann von der Aue sagt Manesse I, 179a [Lieder 4, 25—27 Haupt]:

mir hat ein wip genade widerseit,
 der ich gedienet han mit stetekeit
 sit der stunde, daz ich uf mime stabe reit.

Lichtenstein (Frauendienst von Tieck S. 2) noch so dumm als

ein Kind, das auf Gerten reiten will. — Auch des Kriegspiels wird gedacht; im Titul Str. 80 [86, 1. 2]:

swenn andriu kint diu iungen
ze velt unt an den strazzen
punierten unde rungen,
durch sende not so must er daz nu lazzen.

Konrad von Würzburg beschreibt die Jugend des Paris im Trojanischen Krieg 612:

swenne er unt ander hirtelin,
die sine gesellen waren,
ir spils begonden varen,
so tät er ie daz beste
unt was so tugendveste,
daz man in lobte denne.
si waren etswenne
mit strite sament gemeinlich,
also daz si do teilten sich
unt machten krieges parte,
so was er ein gries-warte
unt ein guot richter under in;
wan swer den sig do fuorte hin,
dem satzte er uf sin houbet
ein schapel wol geloubet,
damit er in do kronete
unt im der tugende lonte,
daz er so fromeklichen streit.

Das Spiel mit drei oder fünf kleinen Steinen, wovon einer aufgeworfen und, während dieser fliegt, die übrigen zusammengestrichen und in die Hand genommen werden, um jenen damit aufzufangen, findet sich überall und ist gewiss uralt¹⁾. — Ein altes Spiel sind auch die kleinen Windmühlen, zwei Querhölzer mit vier Flügeln, an einem längern Stock befestigt, der in der Hand gehalten wird. Geht kein Wind, so wird gelaufen, und der daraus entstehende Zug treibt die Flügel herum. Zwei Knaben mit diesem Spielwerk findet man

¹⁾ Niebuhr sah es bei den Kindern am Euphrat zwischen Vasra und Helle. Es heisst bei den Arabern Lakud. Er macht dabei die Bemerkung: „die Spiele der Bauernkinder scheinen in der ganzen Welt dieselbigen zu sein.“ Reise nach Arabien I, 171. Clarke fand dieses Spiel in ganz Russland wieder und gedenkt einer griechischen Vase, auf welcher es abgebildet ist. Reise durch Russland S. 196 (bei Bertuch).

z. B. in einem in Holz geschnittenen Anfangsbuchstab zu dem *chronicon Freculphi Lexovicensis episcopi* ed. 1539. Tom. II. L. V, fol. CXLVIIIb. — Bei Hans Sachs Kempt. Ausg. I, S. 465 findet sich folgende Stelle:

willt du bei guten Leuten sitzen
für alle Kürzweil Linsen spitzen
gleich wie ein Kind bei einem Jahr?

Was heisst das? —

Über die Kinderspiele im Norden hat Sk. Th. Thorlacius antiquitt. boreal. spec. IV, p. 237 viel Schätzbares zusammengestellt¹⁾. Nachzutragen ist ein eigenthümlicher Zug in der Floamanna-Sage (nach der Übersetzung ins Dänische von B. Thorlacius S. 53. 54), welcher zeigt, wie früh schon bei Kindern in dem heidnischen Norden die Achtung vor ungezähmter Naturkraft geweckt war. Als Thorgil, der Held dieser Sage, fünf Jahr alt war, wollte er mit bei einem Knabenspiel sein. Die andern weisen ihn ab, weil sie festgesetzt hatten: „dass der nur Theil an ihren Spielen nehmen dürfe, der schon ein lebendes Thier umgebracht“. Thorgil, missvergnügt darüber, sticht in der Nacht ein Pferd todt, um die Bedingung zu erfüllen. Man vergleiche des Tacitus bekannte Stelle von dem eisernen Ring, den die jungen Chatten tragen mussten und nicht eher ablegen durften, bis sie einen Feind erlegt.

12. Einzelne Spiele.

Der Wolf und die Schafe. Eins macht den Schäfer, eins den Wolf und mehrere die Schafe. Der Schäfer spricht: „Schaap, Schaap kamt to Huus.“ — Die Schafe antworten: „wi drövt (wir dürfen) nig!“ — „Worum nig?“ — „Dar steit

¹⁾ Ossian gedenkt auch der Kinderspiele seines Volkes: wie die Distel ein Hirsch, die wandernde Samenwolle ein Reh war (Gall Alterthümer I, S. 51). Rührend ist, wenn der sterbende Curach zum Ossian sagt (S. 303): „gieb dieses Schwert (einst) meinem Sohne! In dem grünen, binsenreichen Thale von Sliruth verfolgt er (jetzt noch ein Kind) die Samenwolle, die auf dem Fittich der scherzenden Geister fliegt. Der Schall des fallenden Wassers dringt zu des Knaben Ohr. Ich höre, sagt er, die Schritte meines Vaters. Mit dem ungleichen Schritt der Freude läuft er mich zu treffen, aber er sieht den grauen Strom. Kehre zurück, mein Kind, und verfolge deine Samenvögelchen, mein Auge wird vor Freude schimmern, wenn ich dich von meiner schwebenden Wolke erblicke.“

en grooten Wulf vor de Dör.“ — „Wat deit he?“ — „Slippt Messen.“ — „Wat will he damit doon?“ — „He will uns all de Keel afsnieden.“ Der Schäfer sucht die Schafe zu schützen, aber der Wolf fängt doch endlich eins, welches hernach an die Stelle des Wolfs tritt. (Schütze Holstein. Idiotikon I, 261. IV, 17.) — Kätzchen und Mäuschen. Ist jenem ähnlich. Die Katze steht in einem Kreis, die Maus haussen, die Katze will immer heraus, der Kreis aber hält fest zusammen und singt:

„Mäuschen, lass dich nicht erwischen,
spring über Bänk und Tische:
husch! Mäuschen, husch!“

Bricht die Katze doch durch den Kreis, so wird das Mäuschen hereingelassen und der Katze der Zugang versperrt, bis ihr endlich gelingt, das Mäuschen zu fangen. — Vom Berg ziehen. Einer steht oben auf dem Hügel, die andern unten suchen ihn herabzuziehen und seinen Platz zu erhalten, dagegen wehrt er sich. Dabei wird gesungen:

„O Barg (Berg) min!“
„Wo lange is he din?“
„Hüt oder morgen.“
„Scheer heraf, lat der mi vör sorgen!“

Im Holsteinischen (Schütze III, 101), doch auch anderwärts üblich. — Erbsenspiel. „Gieb mir eine Erbse.“ — „Ich hab keine.“ — „Geh zum Müller und hol dir eine.“ — „Er giebt mir keine.“ — „So such dir eine.“ — „Ich finde keine.“ — „So blas ich dich.“ — „So wehr ich mich.“ — Nun blasen sich die Kinder ins Gesicht, wer es am längsten, ohne zu lachen, aushält, bekommt von dem andern eine Erbse. — Ringelreihe (plattd. Kringelkranz). Die Kinder fassen sich bei den Händen und tanzen im Kreis, dabei wird ein Lied gesungen, und wenn die Worte: „sitzt nieder!“ vorkommen, so setzen sie sich plötzlich und stehen wieder auf. Das Lied ist:

Ringel, Ringel, Reihe!
Sind der Kinder dreie,
sitzen auf dem Holderbusch,
schreien alle: musch! musch! musch!
Sitzt nieder!

Es sitz'ne Frau im Ringelein
 mit sieben kleinen Kinderlein.
 Was essens gern? „Fischelein“,
 Was trinkens gern? „rothen Wein.“
 Sitzt nieder!

Königstöchterlein. Ein Mädchen setzt sich in die Mitte und zieht sein Röckchen über den Kopf in die Höhe, die andern Kinder stehen rings herum und halten den Rock. Eins geht um den Kreis und fragt:

„Ringel, Ringel, Thale ringen,
 wer sitzt in diesem Thurm drinnen?“

Das Mädchen antwortet:

„Königs-Königstöchterlein!“ —
 „Darf man sie auch anschauen?“ —
 „Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
 du musst einen Stein abhauen.“

Nun schlägt es auf eine Hand, die den Rock muss fallen lassen. Dann geht die Frage von neuem an. Sind alle Steine herunter, so springt das Königstöchterlein auf und den übrigen, die davon laufen, nach. Wen es erhascht, der muss in den Thurm. — Der Reim lautet auch so:

„Zink, zink, Tellerlein,
 da sitzt des Königs Töchterlein
 in einem hohen, tiefen Thurm;
 wer's will sehen, muss die Stange brechen!“

Blinde Kuh oder blinde Maus. Einem werden die Augen verbunden, und so sucht er einen andern in einem bestimmten Umfang zu haschen, der dann an seine Stelle kommt. Im Anfang wird er von einem im Kreis herumgeführt, damit er nicht weiss, an welchem Ort er steht; dabei ist im Holsteinischen folgendes Gespräch üblich (Schütze I, 115). Der Führer fragt: „Blinde Ko, ik leide di.“ — Der Blinde: „woneem hen?“ — „Na'n Bullenstall.“ — „Wat sall'k da doon?“ — „Klütjen (Klöße) un söt Melk eeten.“ — „Ik heff keen Lepel.“ — „Nimm en Schüffel (Schaufel).“ — „Ik heff keen Schüffel.“ — „Nimm en Tüffel (Pantoffel).“ — „Ik heff keen Tüffel.“ — „Sü to, wo du een krigst.“ Hier lässt der Führer die blinde Kuh laufen. — Fischart Gargantua S. 166a gedenkt dieses Spiels. Es wird auch so gespielt, dass der Blinde mit einem

Stock in der Hand mitten in einem Kreis steht, der um ihn tanzt. Stösst er mit dem Stock auf die Erde, so muss alles still stehen, er rührt darauf einen an und hält ihm den Stock hin, dabei pfeift oder brummt er. Jener muss den Stock fassen und den Laut nachahmen, der Blinde aber sucht ihn, nachdem der Laut dreimal wiederholt ist, an der gewöhnlich verstellten Stimme zu errathen. — Fischerspiel. Einer ist Fischer, die andern sind Fische. Der Fischer spricht: „ich fische, ich fische in meines Herrn Teich, ich habe die ganze Nacht gefischt und habe nichts gefangen als einen Weissfisch“, oder welchen Namen er will. Der Genannte steht auf und spricht: „ich dachte, es wär' ein Hecht gewesen“, und nennt immer andere Fische, der Fischer muss antworten und darf nicht ja oder nein sagen. Fischart Gargantua S. 165 b gedenkt schon dieses Spieles, ähnliche giebt es mehrere, z. B. die Kinder stellen Getreide vor, einer hat aber ein Täubchen und spricht: „ich lasse mein Täubchen fliegen in Gerste“. Nun antwortet die Gerste: „nein, in Hafer“ usw. — Der Fuchs geht herum. Die Kinder stellen sich in einen Kreis, halten die beiden Hände auf den Rücken und stecken die Köpfe zusammen. Einer geht um den Kreis, hat ein zusammengewundenes Tuch in der Hand und spricht:

„Sieh dich nicht um,
der Fuchs geht herum!“

Wer sich gegen das Verbot umsieht, erhält einen Schlag auf den Rücken. Der Fuchs giebt nun einem das Tuch in die Hand, der seinen rechten Nebenmann so lang damit jagt und schlägt, bis dieser um den Kreis herum wieder zu seinem vorigen Platz gelangt ist. Dafür wird der Geschlagene der Fuchs¹⁾. — Etwas anders kommt das Spiel im Holsteinischen vor (Schütze II, 52). Der herumgeht, spricht:

„De Goos (Gans), de Goos, de leggt dat Ei,
un wenn et fällt, so fällt et twi!“

und lässt das Tuch hinter einem fallen. Räth es dieser, d. h. sieht er sich um und es trifft zu, so ist das Umgehen an ihm,

¹⁾ Auf ein ähnliches Spiel scheint Shakspeare im Hamlet IV, 2 hinzu-
deuten, wo es heisst: hide fox and all after!

und jener nimmt seinen Platz im Kreis ein. Dreht er sich aber um und das Ei liegt nicht hinter ihm, so bekommt er Schläge oder giebt ein Pfand. — Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg! Ein Hölzchen wird angezündet, und einer reicht es dem andern, indem er dazu spricht:

„Stirbt der Fuchs,
so gilt der Balg,
lebt er lang,
so wird er alt,
frisst er viel,
so wird er dick
und zuletzt gar ungeschickt.“

So lang das Hölzchen brennt, lebt der Fuchs, bei wem er stirbt, der muss die bestimmte Strafe geben. — Flederwisch. Die Kinder sitzen um einen Tisch, unter dessen Platte ein Bindfaden herumgeht, an welchem ein Flederwisch hängt. Jeder hält den Faden mit beiden Händen und schiebt ihn fort, dabei wird gesungen:

Flederwischchen, Flederwischchen,
gucke nur nicht übers Tischchen!

Ist das dreimal gesungen, so wird still gehalten, und bei welchem sich dann das Flederwischchen findet, der muss die bestimmte Strafe geben. — Der Baum. Eins ist Rechenmeister, eins giebt Acht, die andern sind Zahlen. Der Rechenmeister spricht:

„Auf einem meiner Bäume,
den ich hab daheime,
hab ich eins, zwei, drei Blätter.
Auf dem dritten Blatt war eine Schnecke,
die hatte ein Haus zur Decke,
die kroch unter drei, vier Zweige,
sie wollte sitzen treige (träge).
Mit ihren zwei Hörnern
kroch sie auf zwei Dörner,
und da kamen behende
fünf, sechs, sieben Hände
und nahmen die Schnecke
mit fünf (mit zehn) Fingern hinweg.“

Die Zahlen sind willkürlich, der Rechenmeister kann nur eine oder mehrere, auch zusammengesetzte nennen. Die aber

genannt werden, müssen aufstehen und sich vor ihm neigen. Jener, der Acht giebt, muss die Strafe einsammeln, wenn der Rechenmeister eine Zahl nennt, die nicht da ist, oder wenn eine, die genannt ist, nicht aufsteht, oder wenn eine falsche aufsteht. — Alle Vögel fliegen. Die Kinder sind Vögel, sitzen um einen Tisch und legen die beiden Zeigefinger auf den Tisch. Einer ist der Meister und spricht: „alle Vögel fliegen!“ und hebt die Finger in die Höhe, worauf alle die Finger in die Höhe heben und fliegen. Dann nennt er einen Vogel, der zugegen ist, Lerche, Elster usw. und fliegt, und der genannte Vogel fliegt mit, nennt er aber einen, der nicht zugegen ist, oder ein Thier, das nicht fliegt, wobei er jedoch, um die andern zu irren, die Hände in die Höh hebt, und die andern thun es ihm nach, so sind sie in Strafe verfallen. — Buk, sta vast un wipper nig! Einer als Bock steht gebückt, die Hände auf dem Knie, und die andern springen über ihn her (Dähnert Pommer. Idiotikon und das Bremische Wörterbuch). Ein ähnliches Spiel heisst in Frankreich cheval fondu, jeder sucht auf den Rücken des Gebückten zu springen, wer nicht herab- rutscht und sitzen bleibt, klatscht mit den Händen. — Wo ist gut Bier feil? Jedes von den Kindern erhält einen bestimmten Platz (gewöhnlich wird es unter Bäumen gespielt) bis auf eins, das durch Abzählen übrig bleibt¹⁾. Dieser muss herum gehen und obige Frage an einen richten, er erhält dann zur Antwort: „bei meinem nächsten Nachbar“. Während der Zeit wechseln die übrigen ihren Stand, und der Fragende muss sehen, dass er zu einem der verlassenen Plätze gelangt, worauf der Übrigbleibende an seine Stelle kommt. — Ähnlich ist das

¹⁾ Die beim Abzählen üblichen Reime und Lieder stehen im Anhang zum Wunderhorn S. 84. 88—91. Und in den Dichtungen aus der Kinderwelt S. 82 ff. 8 auch das Märchen N. 141. In Hessen haben die Kinder auch einen ganz kurzen Spruch dafür:

Wenn ein Ritter will sein Pferd beschlagen,
Wie viel Nägel muss er haben?
Drei oder viere!

Es wird natürlich immer nach Silben, nicht nach Wörtern abgezählt; auf jeden fällt eine Silbe.

Klingelspiel. Die Kinder sitzen in einem Kreis und singen:

Sa, sa, sa,
 der Wirth ist nicht zu Hause,
 wenn er wird nach Hause kommen,
 wird er wohl geklingelt kommen!

Jetzt klingelt einer mit der Schelle, worauf alle die Plätze wechseln müssen und der Klingelnde sich einzuschieben sucht. — Die Kitz. Jedes Kind giebt von seinen Nüssen, bis ein grosser Haufen davon auf dem Tisch liegt. Dann geht eins hinaus, die übrigen wählen unter den Nüssen eine, welche die Kitz (Katze) heisst. Ist dies geschehen, so wird jenes herein gerufen; es darf so lange Nüsse von dem Haufen wegnehmen, bis es auf die bestimmte trifft, so wie es die angreift, rufen alle mit grossem Geschrei: die Kitz! — Das Kruscheln, in der Schweiz üblich (Stalder II, S. 138.) Kleine Münze wird in Krusch (Kleie) versteckt, und hernach bildet man aus der ganzen Masse so viel Häufchen, als Kinder dabei sind. Bei solchen Glücksspielen sagen die Knaben im Holsteinischen (Schütze III, 30), wenn es nur noch auf die letzte Entscheidung ankommt:

„de letzte Hand
 klopft an de Wand,
 de werd mi nig verlaten!“

Ringe schnellen. Ein altes Kinderspiel, dessen Wolfram von Eschilbach im Parcival gedenkt:

10980 [368, 10—12] ame hove er sine tohter vant
 unt des buregraven töhterlin,
 diu zwei diu snalten vingerlin.

Vielleicht waren es Reife, die eins dem andern mit einer schwanken Gerte zuschnellte; ein noch heute bekanntes Spiel. — Das Ballspiel, ist weit verbreitet und mannigfaltig. Die alten Dichter sahen es als ein Zeichen des Frühlings an, und Walter spricht [39, 4. 5]: „wenn ich die Mägdlein auf der Strasse sehe den Ball werfen, so kommt uns der Vögelein Schall“; und Nithart (Maness. II, 79 a) [XL, 25—XLI, 2 Haupt]:

es wirfet der jungen vil
 uf der strazen ein bal;
 dast des sumers erstez spiel.

Die Mägdlein spielen auch mit (vgl. Stanheim Maness. II, 56, die megde wurfen ouch den bal), und Nithart sagt weiter [XLII, 6—11]:

wi si toben!

swenne er den bal werfen soll, sost in wol,
wan er welt, wem er den bal dur die lüfte sende,
sie biutent im ir hende,

hernach [19. 20]:

swelhiu den bal kan bejagen,
diu sol lop ze vorderst tragen.

Und einer ruft: „wirf mir her, ich wirfe dir wider.“
Walter sagt auch gleichnisweise Maness. I, 126b [79, 34]:

swer mich ufhebt in balles wis.

Im Westerwald theilt sich eine Anzahl Knaben in zwei Theile, welche auf einer Ebene von wenigstens 150 Schritten auf beiden Seiten Endpunkte annehmen. Jeder Theil sucht nun einen gemeinschaftlichen runden Baumknorren mit einem sogenannten Saustecken (der von Dorn oder Hasel, unten krumm sein und einen Knopf haben muss) über den Endpunkt der andern Partei zu schleudern. (Schmidt Westerwäld. Idiotikon)¹⁾. Im Märchen vom Froschkönig (Nr. I) spielt die Königstochter mit einer goldnen Kugel.

13. Viel stätige Sitte ist noch in andern Vergnügungen der Kinder. Das schöne, bunt punktirte Marienwürmchen setzen sie auf die Fingerspitzen und lassen es auf- und abkriechen, bis es fort fliegt. Dabei singen sie:

Marienwürmchen, fliege weg! fliege weg!
dein Häuschen brennt! die Kinder schrein!

Ein ganzes Lied theilt das Wunderhorn I, 235 mit. Die Northern Antiquities I, 322 bemerken dieselbe Sitte in England und selbst den Reim:

Lady-bird, lady-bird, fly and begone!
your house is a-sire and your children at home!

Ein ähnliches Liedchen wird gesungen, wenn ein Maikäfer, der an einen Faden gebunden ist, auffliegen soll:

¹⁾ Ähnlich ist das schottische Golfspiel, nur ausgebildeter. Ausführlich beschrieben in einer Reise durch Schottland, übers. von Soltau I, 90. ff.

Maikäferchen, flieg!
 dein Vater ist im Krieg,
 deine Mutter ist im Vaterland,
 das Vaterland ist abgebrannt!
 Maikäferchen, Maikäferchen, fliege weg!
 dein Häuschen brennt,
 dein Mütterchen flennt,
 dein Vater sitzt auf der Schwelle:
 fliegt in Himmel aus der Hölle!

Soll eine Schnecke die Fühlhörner herausstrecken, so wird sie mit folgenden Worten dazu gereizt:

Schneck im Haus,
 streck die Hörner raus!
 werf' ich dich in Graben,
 fressen dich die Raben;
 hol' ich dich heraus,
 frisst dich die Maus,
 Schneck im Haus!

Im Holsteinischen (Schütze IV, 144):

Sniggenhuus!
 stik din veer, fief Hörner ut,
 vullt du se nig utsteeken,
 so willk din Huus terbreeken.
 Sniggenhuus!

Im Wunderhorn Anhang S. 81 steht noch ein anderes Liedchen. — Dem fliegenden Storch wird nachgerufen:

Storch, Storch, Steinel,
 mit dem langen Beinel,
 flieg in das Bäckerhaus,
 hol mir einen warmen Weck heraus!

Die jungen Katzen werden von den Kindern geneckt, indem sie ihnen ein Reis, einen Halm vorhalten und sie auf diese Art hin und her locken. Im Oranse wird daher ein Gleichnis genommen:

ir liebe ist ein katzenspiel,
 si ziuhet unt zuckit,
 glich der den halm ruckit
 dur schimpf den jungen katzen vor.

Bruder Wernher (Maness. II, 163a) wirft der Welt vor, der er folgen müsse:

du ziuhest mir den halm
 als einer jungen katzen vor

und in Püterichs Ehrenbrief heisst es von Montevillas Grabstein Str. 134:

Dem helm ob ein mörkhaz (Mohrkatze) sas,
dargegen ain sy zugen den khazen-knebl,
samb thun zu hof die pueben
vill dikh das spill, das ainer feltt auf dem gebel.

Mancherlei Spiele giebt's mit Pflanzen und Blumen. Aus den Stielen der gelben Cichorienblüthe werden Ringe und Ketten gemacht, oder sie werden bis zur Hälfte vierfach gespalten und in einen Brunnen gelegt, worauf sich das Gespaltene zusammenzieht und das Ansehen einer Hyacinthenglocke bekommt. — Die gelben Butterblumen hält man ans Kinn, und der gelbe Widerschein bedeutet, dass man gern Butter isst. — Die Näpfchen der Eicheln mit den Stielen daran werden nach den verschiedenen Formen abgetheilt und als Soldaten aufgestellt. Überhaupt aus Stielen und Stengeln machen sich Kinder ihre Waffen, Spiesse und Pfeile und schon bei Notker 63, 8 heisst es von ihnen: *diu uzer stengelen iro scoz machont*“. — Aus der abgezogenen Weidenrinde schneiden sich die Knaben Pfeifen. Um sie unverletzt vom Holz zu lösen, klopfen sie den Zweig auf den Knien und singen dazu taktmässig:

Fabian, Sebastian,
lat mi de Weidenflöt afgahn!

Am Tage dieses Heiligen soll der Saft in die Bäume treten. (S. Voss Idylle V, V. 179.)

14. Noch haben die Knaben besondere Belustigungen, die sich gewöhnlich nach den Jahreszeiten richten. Im Frühjahr bei der zuerst warm scheinenden Sonne werden diejenigen vorgenommen, die besondere Bewegung des Körpers erfordern. Der Kreisel von der Peitsche herumgetrieben ist ein altes Spiel; schon im Parcival kommt es vor:

4469 [150, 16—18] hie diu geisel, dort der topf¹⁾
laz kint in umbe triben,
so lobt manz vor den wiben.

¹⁾ topf ist der Kreisel (noch gebräuchlich in Dilltopf); engl. top, franz. toupie.

Und ein Ausdruck bei Reimar dem Alten (Maness. I, 80b) ist wahrscheinlich darnach zu erklären: „so wenent topfknaben wislichen tuon“, dumme Knaben, die mit dem Kreisel spielen, dünken sich weise, kluge Leute. — Scherben auf dem Wasser tanzen lassen, welchem der abprallende Stein am meisten Sprünge thut, der ist der Sieger. Ein uraltes, weit verbreitetes Spiel. Die Griechen kannten es unter dem Namen ἐποστρακισμός (s. Meursii Graecia ludibunda); engl. Shipping, dänisch: at slaae Pläder (Thorlacius antiq. boreal. sp. IV, 237), franz. faire des ricochets. Die äusserst mannigfachen bildlichen Ausdrücke, die in Deutschland üblich sind, verdienten einmal vollständig zusammengestellt zu werden (einen Theil findet man im Morgenblatt 1816, No. 16—19), sie sind fast immer von der hüpfenden Bewegung des flachen Steins genommen, z. B. die Braut führen, die Braut, die Jungfrau schlagen (in Hessen), weil diese nämlich lustig tanzt und hüpfet. So auch das Bäuerlein lösen; ferner im katholischen Schwaben: die liebe Frau lösen, Wasserjungfern, das Wassertäucherlein machen, Frösche werfen oder: Brot schneiden, Butterbrod streichen, und die einzelnen Ausdrücke: pflinzern, plätschern, schiffeln, stelzeln usw. — Tatze, Dotze heisst in der Schweiz das allgemein verbreitete Kinderspiel, wo wechselseitig einer mit den zwei ersten Fingern auf die nämlichen Finger des andern schlägt (Stalder). — Im Herbst, wenn die Winde beständig sind, und in den freien abgeernteten Feldern kommt die Reihe an die fliegenden Drachen; auch mit dem abgefallenen Laub giebt's Belustigung, einer z. B. lässt sich von den übrigen hinein begraben und ganz verhüllen. Für den Winter bleiben die Schneeballen und Schneemänner, das Abdrücken der Gestalt in den Schnee (s. Bronners Leben I, 118).

15. Auch eigene Loose, sortes, haben die Kinder, um das Zukünftige zu erfahren. Bei den alten Dichtern finden wir das Halm-messen, die Art und Weise dabei ist nicht ganz deutlich, wahrscheinlich wurden die Knoten des Halms berücksichtigt, so dass der eine Zwischenraum bejahte, der andere ver-

neinte. Walter von der Vogelweide (Maness. I, 140b)¹⁾
[66, 5—12] sagt:

mich hat ein halm gemachet fro,
er giht, ich sule gnade vinden.
ich maz daz selbe kleine stro,
als ich hie vor gesach bi den kinden.
höret unde merket, ob siz denne tuo;
sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot!
swie dike ich also maz, so was ie daz ende guot;
da höret ouch geloube zuo.

Und der Misenerer (Alt Meister-Gesangbuch S. 43):

weiz aber ein man, ob ich noch rechte milte muge irwecken?
ich tuon, ich entuon! ich tuon, ich entuon! (trostet baz ir werden recken!)
ich tuon, ich entuon! ich mezze ein halm zuo lange²⁾):
waz geschen ist, daz weiz man wol, was ez offenbare gemeine,
waz noch geschen sol, wer weiz daz? nieman wenne Got alters eine.

Vielleicht hängt damit zusammen das noch heute übliche Kurz-oder-lang-ziehen, wer das kurze Stück bekommt, hat verloren. (Daher sich auch die Redensart: den kürzern ziehen erklärt.) Gewöhnlich werden zwei ungleiche Stückchen von einem Halm dazu von den Kindern genommen, weshalb man auch wohl bloss sagt: den Halm ziehen, wie schon unter den Spielen bei Fischart Gargantua S. 169 „das Hälmlein ziehen“. — Einen Kranz knüpfen. Eins hält eine Anzahl, meist fünf, Stiele oder Binsen in der Mitte zusammen, das andere verknüpft sie oben und unten nach Gutdünken; zeigt sich zuletzt, dass gerade ein Kranz daraus geworden, so trifft ein, was man sich in den Sinn genommen hat. — Bekannt ist das Zupfen der weissen Sternblume, es werden fünf Blätter nach einander ausgezogen, dabei folgende Worte gesprochen: „du liebst mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein

1) Dieselbe Strophe kommt auch jedoch nur sechszeilig und mit einigen Abweichungen S. 122b vor, doch hat sie gerade die entscheidenden Worte „sie thut's nicht! sie thut's!“ richtiger gestellt, und darnach ist die Zeile hier, die mit der Bejahung anfieng und der Verneinung schloss, verbessert.

2) Der Dichter sagt: ich beschäftige mich zu lange mit der vergeblichen Arbeit. Nur Gott allein weiss die Zukunft.

wenig, gar nicht!“ und dann wird wieder von vorn angefangen, bis das letzte Blättchen auf einen von jenen Aussprüchen fällt, der dann das Wahre verkündigt.

16. Kinderfeste.

Die heiligen drei Könige. Sie erscheinen am 6. Januar, wo sonst die morgenländische Kirche die Geburt Christi feierte; doch schon früher in unserer Weihnachtszeit ziehen drei Knaben, als die heiligen drei Könige verkleidet, umher. Gewöhnlich haben sie nur ein weisses Hemd übergethan, einen Gürtel um den Leib und eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf; einer hat sich als Mohr Gesicht und Hände geschwärzt. Sie lassen in einem kleinen Kästchen, über dem der Stern steht und das auf einer Stange in die Höhe gehalten wird, das Christkind in der Krippe, die Anbetung der Hirten usw. sehen. Die Vorstellungen sind beweglich und werden herumgedreht, einer beleuchtet sie mit der Laterne. Sie heissen daher auch die Sterndreher. Dabei wünschen sie in einem besonderen Spruche Glück zum neuen Jahr. Im Anhang des Wunderhorns S. 30 steht ihr Lied, hier in Hessen wird es mit einigen Abänderungen gesungen:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
 und in der Mitte einen gebratenen Fisch,
 auf alle Ecken ein Glas mit Wein;
 da können die Herrn frei lustig bei sein,
 frei lustig bei sein und immerdar,
 wir wünschen dem Herrn ein fröhlich Neujahr.
 Wir wünschen dem Bursch ein neues Kleid
 und über das Jahr ein junges Weib.
 Wir wünschen der Jungfer einen goldnen Ring
 und über das Jahr ein kleines Kind;
 ein kleines Kind, ein grosser Gott,
 der kann uns helfen aus aller Noth.

Fastnachtdienstag. Im Neckarthal gehen die Knaben mit papiernen Kappen auf dem Kopf und hölzernem Säbel an der Seite, oft auch mit Schnurrbärten, im Dorfe von Haus zu Haus und singen so lange:

„Eier raus, Eier raus,
 der Marder ist im Hühnerhaus!“

bis sie einige erhalten, die sie Abends verzehren oder verkaufen. (Badische Wochenschrift 1807. No. 12.) In Hamburg singen die Kinder:

„Is düt nig Fastabendfest?
 lustig sünd de Buuren,
 lustig sünd de Börger overall,
 lustig sünd de Swien im Stall!“

Schütze Holst. Id. III, 60. — Im Mecklenburgischen bringen arme Kinder den reichern einen grünen Strauss in das Haus, welcher der grüne Fastelabendbusch heisst, oder sie sagen:

„Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch,
 habt ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst!“

wofür sie eine kleine Gabe empfangen. Sonst trugen sie lange mit grünem Laub umwundene Stecken herum. (Lübbert Fastnachtsteufel S. 6.) Auch schlagen sie sich mit Ruthen, wie zu Ostern in Schlesien geschieht (Schmidt Fastelabendsgebräuche). Überhaupt fällt dieses Fest mit der Sommerverkündigung zusammen. Im Unter-Engadin in der Schweiz gehen am ersten März die Knaben mit Schellen behängt von Haus zu Haus um den Heustock herum, als wollten sie ihn einsegnen, und erhalten dafür eine Gabe.

Das Gregoriusfest. Ein Schulfest, das auf den 12. März, den Gregoriustag, fällt, doch auch später im April gefeiert wird; die Landesgesetze schränken es immer mehr ein oder haben es ganz aufgehoben. Nachricht davon giebt M. Andr. Weber origo festi Gregor. Helmstad. 1714 und Joh. Caspar Wetzel in der Vorrede zu H. Müllers hymnologia sacra. — Aus den Schülern wird einer zum Bischof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Diese drei erhalten eine angemessene Kleidung, die übrigen Schüler gehen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, nur die kleinern werden phantastisch ausgeputzt mit Federbüschen und Bändern und tragen Fahnen und Degen, auf welche nach Denis Lesefrüchten I, 129 auch wohl Limonen gesteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer unter dem feierlichen Geläute der Glocken nach der Kirche. Dort setzen sich der Bischof und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beständig

seltene und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; sobald er fertig ist, wird ein Gregoriuslied angestimmt und nun spricht oder vielmehr agirt der Bischof die Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefasst ist. Darauf besteigt er sein Pferd, die Untergeistlichen gehen neben ihm zu Fuss, und das Umsingen durch die ganze Stadt hebt an. Die ältern Schüler singen, die jüngern, in Apostel, Heilige, Engel, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, sammeln an allen Thüren Geschenke ein. Dem Bischof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Pretzeln und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zug und erhalten dafür eine Pretzel und Geldgabe. Abends giebt der Bischof oder sein Vater einen Schmaus. — Tob. Petermann gab 1654 zu Dresden zwölf christliche Lieder auf dies Fest heraus, doch ist kein eigentliches Volkslied darunter.

Sommerverkündigung. Frühlingsanfang oder der heilige Sonntag zu Mittfasten, Lätare Jerusalem, der Rosensonntag wird (nach der alten Ansicht, die das Jahr nur in Winter und Sommer abtheilt) auch der Sommertag genannt und von den Kindern, Knaben und Mädchen, gefeiert. In der Pfalz und den umliegenden Gegenden gehen sie an diesem Tag auf den Gassen herum mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Pretzel hängt, und singen von Haus zu Haus den Sommer an, worüber sich jedermann freut und wofür sie etwas erhalten. Das Lied steht im Anhang zum Wunderhorn S. 39. 40 und abweichend im Morgenblatt 1819. No. 171. Noch kennen wir es nach mündlicher Überlieferung aus Gernsheim im Darmstädtschen, wo es anhebt:

Stab aus!
dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Rosenblumen!
holen wir den Sommer,
schicken wir den Winter übern Rhein;
bringt uns guten, kühlen Wein!

Wird den Kindern nichts gereicht, so singen sie:

der Fuchs der kriecht ins Hühnerhaus
und frisst die Eier alle aus!

Auch gehen oft zwei erwachsene junge Bursche in einer Verkleidung herum, indem einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt. Sie kämpfen mit einander und der Winter verliert. Man erinnere sich dabei, wie häufig die Minnesänger den Kampf zwischen Sommer und Winter beschreiben. Im Kraichgau tragen die Mädchen bei diesem Fest einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Stecken, an diesem hängen kleine Spiegel, Goldflitter und Pretzeln. Die Knaben aber tragen viele solcher Kränze, nur kleiner, an ihren Stecken und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hause ab, wo sie für ihren Gesang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieser Kranz wird mitten in der Stube über dem Tisch an einem Faden aufgehängt und bleibt, bis er im nächsten Jahr durch einen frischen abgelöst wird. Durch die aufziehende Ofenwärme bewegt sich der Kranz zuweilen, dann sagen die Kinder, das bedeute etwas Gutes; kommt aber eine Hexe in die Stube, so sagt man, stehe der Kranz still. — In Schlesien war es sonst an diesem Tage allgemeine Sitte, den Tod auszutreiben, sie hat sich jetzt nur noch auf dem Land und in kleinern Städten erhalten. Es wurde ein Bild von alten Lumpen mit eigenen Gesängen durch die Stadt getragen und zuletzt ins Wasser geworfen (Henelii Silesiographia renov. II, p. 11). Jetzt gehen die Kinder mit geschmückten Tannen- oder Fichtenzweigen, wie es heisst: zum Sommer, nämlich von Haus zu Haus umher und singen:

wir haben den Tod hinausgetrieben
und bringen den lieben Sommer wieder,
den Sommer und auch den Maie:
der Blümelein sind mancherleie!

Oder:

Kleene Fischel, kleene
schwimmen uf em Teiche,
rothe Rosen, rothe
stehen uf em Stengel!
der Herr is schön, der Herr is schön,
die Frow is wie a Engel.

Sie erhalten dafür Pretzeln oder anderes Backwerk und werden die Sommerkinder genannt. (Flögel Gesch. der kom. Literatur IV, 10. 11; Büsching Wöchentl. Nachrichten III, 166.) —

In Sachsen (nach Hilscher Gedanken über das Todaustreiben. Dresden 1701) tragen sie auf den Sonntag Lätare den Tod in einem Bilde von Stroh in den Strassen herum. Sie lassen es manchmal zu einem Fenster hineinsehen, da glaubt man, es müsse jemand aus dem Hause in diesem Jahr sterben, und um es abzuwenden, giebt man ihnen gern Geld. Sie singen dabei allerlei Gesänge, z. B.:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
den alten Weibern in das Haus,
den Jungen in den Kasten;
Morgen wollen wir fasten!“

In Balth. Schnurrs Kunst- und Wunderbuch S. 127, V. 151 lauten diese Verse etwas verschieden; und dann weiter:

„Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
dass er nicht wieder kommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
das thun wir den Schäfern zu Leide.“

Oder in Nürnberg:

„Heut ist Mittfasten, wohl ist das!
trägt man den Tod ins Wasser, wohl ist das!“

Bei diesem Zug laufen die Knaben geschwind, wie die Todtengräber, wenn sie eine arme Leiche tragen. Draussen vor dem Thor stürzen sie das Bild ins Wasser¹⁾ oder werfen es auch wohl auf den Rabenstein; man glaubt, dass dadurch die Pest abgewendet werde. Ist nun der Winter getödtet, so bringen sie den Sommer. So heisst nämlich ein mit Kuchen, bunten Eierschalen, farbiger Wolle, silbernen Gürteln, Winterkränzen geschmückter Baum, den die Knaben in die Stadt tragen und gegen ein Geschenk vor die Thüre Neuvermählter setzen; es ist der Baum der Glückseligkeit. Ziehen sie damit durch Dörfer, so werden sie beschenkt mit Pretzeln, Eiern und Bohnen. Fromme Leute schicken den Waisenkindern an diesem Tage ein Erbsengericht. Das Fest ist auch in

¹⁾ Man erinnert sich hierbei einer altrömischen Sitte. Am 15. Mai pflegten die vestalischen Jungfrauen in Begleitung der Magisträte und Priester die Bilder von dreissig alten Männern, aus Binsen gemacht, auf den pons sublicius zu tragen und in die Tiber zu werfen.

Franken und Thüringen bekannt (wie Eccard Franc. orient. I, 438 gleichfalls bezeugt), selbst in Pohlen und in Moskau wird es gefeiert. Oft ist nur einer der Gebräuche herrschend, entweder das Austragen des Strohbildes oder das Eintragen des Sommerbaums. — Im Holsteinischen, besonders im Flecken Neumünster, tragen die Knaben, wenn sie bei der Sommerverkündigung von Haus zu Haus ziehen, einen todten Fuchs oder eine Krähe voraus. Wahrscheinlich bedeutet diese, so wie der Fuchs, mit dem schon oben Böses gewünscht wurde, nichts anders, als den besieigten bösen Geist, den Winter. S. Schütze Idiot. III, 165—167, wo auch das Lied, das dabei gesungen wird, mitgetheilt ist. Sie fordern darin milde Gaben in Geld und Speisen¹⁾. An einigen Orten, auch in Frankfurt am Main, wird das Fest noch früher, schon Ende Februar, zur Fastnacht gefeiert, wo nämlich der Storch sich zum ersten Mal zu zeigen pflegt, dessen Ankunft sonst in mehreren Städten durch den Stadttrompeter feierlich angekündigt wurde, wofür dieser einen Trunk aus dem Stadtkeller erhielt (s. die Alpenrosen für 1817. S. 51). Der Anhang des W.-H. theilt S. 21 ein Lied aus den Rheingegenden mit, welches zum Theil mit jenem Holsteinischen übereinstimmt. Die Kinder tragen hier bei ihrem Umgang einen gebundenen Hahn, der also die Stelle des Fuchses vertritt. Merkwürdig ist, dass bei den Griechen eine ähnliche Frühlingsfeier statt fand (s. Zell über die Volkslieder der Griechen im Morgenblatt 1819. No. 170. 171). Nachricht darüber hat sich beim Athenaeus erhalten (VIII, 60. p. 360). Nämlich zu Anfang des Frühlings trugen die Kinder auf Rhodus eine Schwalbe herum, sammelten Esswaaren und sangen ein Lied dabei. Dies nannte man schwalbeln (*χελιδονίζειν*), und einer der sieben Weisen, Kleobulus aus Lindus, soll bei einer Hungersnoth die Sitte eingeführt haben. Die Schwalbe, die schwarz ist und unten weiss zu werden beginnt, scheint ein Bild von der in das Licht übergehenden Nacht oder des besieigten Winters zu sein. Das Lied ist dieses:

¹⁾ Das Betteln auf eine Krähe war auch bei den Griechen bekannt, s. Athenaeus VIII, 59, der das Volkslied dabei anführt.

Die Schwalbe ist wieder,
 ist wieder gekommen,
 sie bringet den Frühling
 und liebliche Tage.
 Weiss ist sie am Bauche,
 schwarz am Rücken.
 Wie? giebst du nicht eine Feige
 uns aus dem reichen Haus?
 Eine Schale mit Wein,
 ein Körbchen mit Käs und Mehl,
 Eiersemmeln auch
 liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
 dein Glück, wenn du uns giebst, wir lassen dich sonst nicht,
 wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
 oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
 Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
 Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
 Mach auf die Thür, der Schwalbe mach die Thür auf;
 nicht alte sind wir, sind ja junge Knaben noch ¹⁾.

Ein Kinderfest in Spanien, das Laborde (Itiner. I, 57. 58) beschreibt, zeigt nur die Vernichtung des Winters. In Barcelona nämlich laufen die Knaben den Tag von Mittfasten in Haufen von dreissig oder vierzig durch alle Strassen, einige mit Sägen, andere mit Scheitern, andere mit Tüchern, in welche man ihnen Geschenke legt. Sie singen dabei in der Landessprache ein Lied, welches enthält, dass sie die allerälteste Frau in der ganzen Stadt suchen, um sie mitten durch den Leib entzwei zu sägen, zur Ehre der Mittfasten. Von Zeit zu Zeit stehen sie still, besonders vor den Läden, und verdoppeln ihren Gesang. Sie thun, als ob sie die Alte gefunden hätten, sogleich fassen einige die Säge an beiden Enden und nehmen die Stellung Sägender an. Einige schenken ihnen Geld, Brot, Eier und auch Holz, um damit die entzweigeesägte Alte zu verbrennen. Aus Dankbarkeit heben sie noch einmal ihren Gesang an. Werden sie aber abgewiesen oder wohl gar mit Wasser begossen, so antworten sie durch höhnisches Schreien. Es ist offenbar nichts anders, als das Austreiben des Todes oder

¹⁾ Eine freie aber glückliche Übersetzung von Prätorius ist im Wunderhorn I, 161 (Bettelei der Vögel) mitgetheilt.

Winters, welcher hier als eine alte Frau dargestellt und vom Feuer oder der Sonne verzehrt wird.

Maitag. In Schwaben gehen die Kinder mit Sonnenaufgang in den Wald, die Knaben tragen Stäbe mit seidenen Tüchern, die Mädchen Zweige mit Bändern. Ihr Führer ist ein Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Beide fangen den Tanz an, der mit dem Kusstanz schliesst, wo ein Kreis gebildet wird, in dessen Mitte ein Knabe steht, der nach seinem Gefallen einem Mädchen das Tuch zuwirft und es küsst. Darauf kommt dieses in den Kreis und fordert auf, so geht es weiter. In England wurde am Maitag vormals (bis zur Reformation) um eine mit Bändern geschmückte Stange getanzt. Ein Knabe war als Jungfrau Maria verkleidet, ein anderer wie ein Mönch, und noch ein dritter ritt auf einem Steckenpferd mit Klingschellen und bunten Streifen. — In Schlesien peitschen die Kinder einander scherzweise zu Ostern mit bunten, aus Weiden geflochtenen Peitschen, die Schmagostern heissen, und bespritzen sich mit Wasser. Sie bekommen bunte Eier, Kuchen und ein zu diesem Feste gebackenes Geldbrot geschenkt. Mit einem ausgeschmückten Maibaum ziehen sie, während bestimmte Lieder gesungen werden, von Haus zu Haus und erhalten Geld und Fastenpretzeln. Auf der Spitze des Baums, gewöhnlich eine Fichte oder Tanne, sitzt eine Lappenpuppe, die mit Goldpapier, farbigen Eierschalen und Strohgewinden umhangen ist (Allg. Anzeiger der Deutschen 1808. No. 250). Merkwürdig, dass auch in Marseille der Gebrauch herrscht, sich mit Wasser zu bespritzen (Millins Reise ins südl. Frankreich Bd 3). Das Peitschen ist eben so im Erzgebirge üblich. — Im Östreichischen wählen die Dorfjungen zu Pfingsten einen Pfingstkönig, kleiden ihn mit grünen Zweigen, schwärzen ihm das Angesicht und werfen ihn auch wohl in kleine Bäche (Denis Lesefrüchte I, 129). Es zeigt sich auch hier die Idee von dem besiegten schwarzen Winter.

Johannistag. Bekanntlich wird dieser Tag der am höchsten stehenden und daher auch fallenden Sonne durch mancherlei Gebräuche, meist durch ein Bergfeuer und durch einen ausgehängten Frucht- und Blumenkranz gefeiert. In

Kreuznach und anderen Städten des Rheins werden an dem Johannistag auch die Brunnen gereinigt und neue Brunnenmeister erwählt, wobei sich die Nachbarn versammeln und ein kleines Fest geben. Die Kinder ziehen umher und sammeln Eier, die sie in einen mit Feldblumen geschmückten Korb auf Blätter legen und sich Abends zu einem Feste backen lassen. Man hat Nachricht von dieser Sitte bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Das Lied, das sie beim Einsammeln singen, steht im Anhang des Wunderhorns S. 40. 41. Im Anspachischen trugen die Knaben sonst einen geputzten Baum durch die Strassen und sangen dabei (Fischer Geschichte von Anspach S. 178). In Schlesien wird am Johannistag bei der Bildsäule des Johannes von Nepomuk, oft auch ohne diese, von Birken eine Laube gesteckt, in welche sich ein hübsches, armes Mädchen in seinen Sonntagskleidern, mit Blumenkränzen und Bändern ausgeschmückt, setzt und die Braut heisst. Andere Mädchen springen unter Gesang herum und jeder Vorübergehende muss ihnen eine Gabe reichen. Eben so gab es sonst in Leipzig ein Johannismännchen, mit welchem am Gesundbrunnen viel Lärm getrieben wurde (Allgem. Anzeiger der Deutschen 1808. No. 250). In den Nürnberger Vorstädten ziehen die Knaben vor die Häuser und betteln Holz, indem sie ein eigenes Lied dazu singen:

I, o, heu o,
 zündt der Madt ihrn Rockn o!
 geht zsamm, ihr leibn Boubn,
 Scheidla wolln mer zsamma souchn.
 Wollt er as ka Scheidla gebn,
 wolln mer's Jauhr nimmer derlebn.
 I, o, heu o,
 zündt der Madt ihrn Rockn o!

Die zusammengebrachten Scheiter fahren sie auf einem Schubkarren an den Bleicherweiher beim Spittelthore, zünden sie an, und wenn das Holz brennt, springen sie darüber, wie aller Orten beim Sonnenwendefeuere geschieht. Man erhält dadurch Gesundheit aufs ganze Jahr. Sie laden die Vorübergehenden zu diesem Sprunge ein, die einige Kreuzer für diese Erlaubnis geben. Auch im Östreichischen ist es Sitte der Knaben (Denis Lesefrüchte I, 130).

Der heilige Nicolaus (Klas, Klobes, Sinter). Er kommt den 6. Dezember Abends. Doch schon einige Tage vorher poltert sein Knecht Barthel an der Thüre, rasselt mit Ketten, macht auch wohl die Thüre auf und wirft, ohne sich sehen zu lassen, den guten Kindern Nüsse, gedörrtes Obst, Rosinen hinein, man spricht dann: „der heilige Niklaus meldet sich!“ Endlich erscheint er selbst als Bischof (der heilige Nikolaus war Bischof zu Myra) angethan und nimmt eine Prüfung mit den Kindern vor; die guten dürfen ihr Körbchen irgendwo hinsetzen und finden es dann den andern Morgen voll Geschenke; die bösen aber werden von dem Knecht Barthel geängstigt, bis sie Besserung versprechen (Denis Lesefrüchte I, 131). In der Grafschaft Mark und Homburg versammeln sich die Kinder Abends vorher und jedes hat einen seiner Schuhe mit Hafer gefüllt. Dieser wird auf eine grosse Schüssel geschüttet, um das Pferd des heil. Niklas, der in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember anlangt, damit zu füttern. Am Morgen finden die Kinder seine Gaben in der schönsten Ordnung aufgestellt. Die Zuckerbäcker bilden ihn als einen geharnischten, reisigen Mann ab. In der Grafschaft Mark, so wie in allen westwärts liegenden Ländern wird nur an diesem Tag beschert, im Homburgischen auch noch Weihnachten (Reichsanzeiger 1796. I, S. 166). Die Holländer sagen, er komme auf einem kleinen, weissen Pferde zum Schornstein eingeritten (Grabners Reise in den Niederlanden S. 365). An vielen Orten, in Oberschwaben, auch in Hessen, wird er als Vorgänger der Christbescherung angesehen, auch wohl mit dem russigen, Schrecken einjagenden Knecht Ruprecht verwechselt, so dass von diesem allein die Rede ist. Guten Kindern bringt er Äpfel, Nüsse, Spielzeug, den bösen aber eine vergoldete oder mit Goldfittern geschmückte Ruthe. Ein Kinderlied darüber steht im Anhang des Wunderhorns S. 28. 29 (vergl. Scheffers Haltaus S. 155. 156). In Thüringen verfertigt man an diesem Tage Niklaszöpfe, ein Backwerk in Gestalt eines geflochtenen Haarzopfes. Die Sitte wird durch eine Sage erklärt, wornach der heil. Niklas einem armen Manne, der seine drei Töchter in der höchsten Noth der Verführung überliefern wollen, einen

Beutel mit Gold in die Kammer geworfen, wofür diese bei ihrer Verheirathung dankbar dreifache Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt (Reichsanzeiger 1794. II, 1406). —

Weihnachten. Am 25. Dezember, dem Tage der wiedersteigenden Sonne, wo die Geburt des Heilands gefeiert wird, ist das höchste Fest für Kinder: da kommt das Christkind und beschert. In Franken klopfen die Kinder drei Donnerstage vorher, bald einzeln, bald truppweise, mit einem hölzernen Hammer an Thüren und Fenster; sie sagen etliche Reime her, deren es verschiedene giebt, und erhalten dafür Geld, Esswaaren, alte Kleidungsstücke und dergleichen. Diese Sitte ist auch in Holland und in der Schweiz bekannt und soll das Verlangen der Welt nach dem Heiland bedeuten, sie klopft an die Thore ihres Gefängnisses an, damit sie sich öffnen und der Herr erscheine (Spiess archival. Nebenarbeiten II, 86 und Scheffers Haltaus S. 263). Am Christtage freut sich die ganze Natur, man glaubt, dass selbst das Vieh in der Nacht sich aufrichte, im Holsteinischen wird ihm besseres Futter vorgelegt und vor die Krippe ein Licht gestellt; auch giengen sonst die Männer hinaus in den Wald, klopften an die Bäume und sprachen: „frouwet ju jy Böme, de hillige Karst is kamen!“ diese Worte hatten die Kraft, dass Eichen und Buchen reichliche Früchte trugen. Unter den Gaben des Christkinds sind drei eigenthümlich und beständig: der Baum, der mit Wachslöchtern und Goldflittern hell erleuchtet und mit allen Früchten des Jahres geschmückt ist. Er scheint die neu beginnende, von einer neuen Sonne erleuchtete Welt unter dem alten Bilde eines Baums darzustellen und ist das Gegenstück zu dem, welcher am Lätarefest herumgetragen wird, wie überhaupt diese beiden die eigentlichen und Hauptfeste und die andern davon abgeleitet sind. Ferner: das Backwerk aus Honig, denn der Honig ist aus der ältesten Zeit die reine, himmlische Nahrung, weshalb auch die Jungfrau Maria mit der Biene verglichen wurde (s. Altdeutsche Wälder II, 208. 209). Er steht dem irdischen und schweren Bohnen- und Erbsengericht entgegen, das am Lätarefest gereicht wurde. Endlich: die Gestalten und Fi-

guren in Zucker, Teig oder Wachs abgedrückt oder in Holz geschnitzt, welche allerlei Früchte, Puppen, Thiere, alles Lebende, was fliegt und kriecht, darstellen, das sich um den Lebensbaum zu versammeln scheint. Bei den Saturnalien der Alten, welche am 23. Dezember sich schlossen, wurden gleichfalls Wachslichter angezündet, Honig und kleine Bilder (sigilla) geschenkt, daher schon Gedike in einer ausführlichen Abhandlung (Berliner Monatsschrift 1784. S. 78—87) beide Feste in Verbindung gebracht. Allein auch an den altnordischen Jolabend, der mitten im Winter gefeiert wurde und ohne Zweifel ein Fest der steigenden Sonne war, darf man erinnern, zumal da König Hagen Adelstan befahl, es auf den Christtag zu legen, so dass dieser jetzt durch Jolttag bezeichnet wird. — Beschert wird entweder den Abend vorher, welcher im Plattdeutschen daher Kindjeesabend heisst, oder den Christtag morgens früh, immer aber bei Licht, und das Christkind verkündigt sich durch Klingeln (daher auch im Plattdeutschen Klinggeestabend), welches die im Finstern harrenden Kinder herbeiruft. Wo es am Morgen geschieht, da erlaubt man abends vorher den Kindern, wie beim Niklasfest, ihre Teller an einen bestimmten Ort, jedoch umgekehrt, zu setzen oder wie es in Hessen heisst: zu stülpen, auf welche dann die Geschenke gelegt werden. Armen und nicht zur Familie gehörigen Kindern, welchen man etwas schenken will, sagt man daher, sie sollten ihre Teller bringen und stülpen.

Kindertag. Der 28. Dezember, an welchem nämlich Herodes die unschuldigen Kinder zu Bethlehem ermorden liess, führt gewöhnlich diesen Namen. Schon in den alten Zeiten wurde er als ein Festtag angesehen und unter dem Namen Fest oder Tag der unschuldigen Kindlein (dies *innocentium puerorum*) mit allerlei Gebräuchen begangen. Vorzüglich war er für die Kinder feierlich; noch jetzt lässt man die Chorknaben bei der Messe und Vesper in beinah priesterlicher Kleidung erscheinen und weiset ihnen ihren Stand in den vornehmsten Klappstühlen des Chors an. An manchen Orten wird er auch Fitzel- oder Pfefferleinstag genannt. Die Eltern pflegen nämlich morgens ihre Kinder im Scherz mit Ruthen aus dem Bett zu treiben, welches man Auskindeln,

Fitzeln, auch Dingeln nennt. In Franken ist der umgekehrte Gebrauch, dass die Eltern von den Kindern mit den sogenannten Kindelruthen begrüßt werden. (S. Scheffers Haltaus S. 166.) Dies Auskindeln ist bei den Protestanten eben so üblich, wie bei den Katholiken. Die Ruthen werden von solchen Gewächsen gebunden, welche um diese Jahreszeit noch grün sind, oder es werden auch nur einzelne Zweige von Buchsbaum, Rosmarin, Lorber, Pomeranzen genommen und damit gefitzelt. Gemeinlich geschieht es auf die Hände, dazu spricht man: „schmeckt der Pfeffer gut?“ oder auch:

„Ist das Pfefferleinsbrot gut?
ist's gesalzen?
ist's geschmalzen?“

An manchen Orten haben die Bauern noch einen besondern Reim:

„Frischa, frische, gruna,
sollt mer oisig lona (sollt mir jetzo lohnen)
Pfeffernüss und Brondaweiy
und an ganzen Dohler dreiy;
get mer oisig müt! (gebt mir ihn gleich mit).

Man giebt darnach den Kindern einen sogenannten Fitzellohn an Geld oder Esswaaren. Es fitzeln auch Erwachsene, Eheleute, Anverwandte und Bekannte einander. Zuweilen überschickt man auch nur eine schöne Fitzelruthe zum Zeichen, dass man an einander denke. An manchen Orten wird umgewechselt, und am Kindertage das weibliche Geschlecht von dem männlichen, am Neujahrstage das männliche von dem weiblichen mit der Ruthe geschlagen, dabei haben die Mädchen einen besondern Reim:

„wachsa, wachsa, grun,
der liben Fra ir Sun,
schmeckt's Neujahr gut?
schmeckt's Neujahr gut?“

An einigen Orten (Haltaus führt namentlich Regensburg an) wählten sonst die Kinder an dem Kindertage einen Bischof aus ihrer Mitte, welcher der Kinderbischof oder Schulbischof genannt und mit Gepränge in der Stadt herum geführt wurde; also wie bei dem Gregoriusfest.

17. Geschenke. Wenn Eltern oder Freunde von einer Reise heimkehren, bringen sie den Kindern Geschenke mit, die Knaben erhalten Spielzeug, ein Pferdchen, eine Jagd, Pfeife und Trommel, Bilder, die Mädchen aber Kleider und Putzsachen. Die Eltern fragen auch wohl bei der Abreise: „was soll ich dir mitbringen?“ wie im Märchen vom Löweneckerchen vorkommt (No. 88) und im Aschenputtel (No. 21). So wird vom armen Heinrich erzählt:

330. unt daz kinden wol dohte
 zuo ir kintlichem spil,
 des gap der herre ir vil;
 ouch half in sere, daz diu kint
 so lihte zuo gewenende sint.
335. er gewan ir swaz er veile vant,
 spiegel¹⁾ unde harbant
 unde swaz kinden liep solde sin:
 gurtel unde vingerlin.

Cunrat Dankbrotsheim [Dangkrotzheim] (aus Hagenau?) fängt sein heiliges Namenbuch (handschriftlich zu Strassburg Ms. Johann B. 142 und gedichtet im Jahr 1435) [herausgegeben in den Elsässischen Litteraturdenkmälern von K. Pickel. Strassburg 1878] in Beziehung auf jene Sitte, auch wohl auf die Weihnachtsbescherung, folgendergestalt an [1—2. 6—34]:

Jhesus, Marien liebes Kint,
 dem himel und erde gehorsam sint, —
 in des namen angefangen
 habe ich dis buchlein bedraht
 und jungen kinden das gemaht,
 das si darinne leren,
 das sich ir selde werde meren.
 welch knabe zu disem buch hat minne,
 der vindet ein guldin rössel drinne
 stoff gesattelt und vin gezoumet,
 dast ernst und ist mir nit getroumet,
 dann es ein luter wahrheit ist,
 und komet das kindelin Jhesus Crist
 mit sinem guldinen bredigerstul
 und seczet sich nebet in die schul
 und bringet im das rössel darin.
 ist aber das kint ein megetin,

1) Ein Theil des Haarschmuckes.

so bringet des lieben Kindes muter
 rocke, mentel und vehe-futer ¹⁾,
 sidene borten mit gold beslagen,
 und was ein töchterlin sol tragen:
 nuwe huben, berlechte löcke,
 flucken-beleze und bouwel röcke
 und uff sin houbet ein stiffe kron ²⁾,
 als wolte es zu dem danze gon,
 und wirt lutselig und wol herkant
 und ist das heilig nambuch genant
 und kan den kinden zu schulen locken
 und simelkuchen in milchroum brocken
 und in den sussen hunigseim
 und mahte es Cunrad Danckbroczheim.

18. Neckereien. Wenn das Kind bei der Abreise fragt: „was bringst du mir mit, wenn du wiederkommst?“, so antwortet man wohl: „ein silbern Warteinweilchen, ein golden Nixchen in einem Niemalen-Büchschén“. — Wollen sie etwas erzählt haben, so fängt man an: „et was mol Männeken, wull Nüte (Nüsse) plücken, will ju et gerne hebben, so will ick et vertellen?“ Die Kinder antworten dann ja und nun geht's wieder von vornen an: „et was mol Männeken, wull Nüte plücken usw.“ Hierher gehören auch die Märchen vom Fuchs und den Gänsen (No. 86) und vom goldenen Schlüssel (No. 161).

19. Kindersprache. Ausser den häufig angewandten Diminutiven giebt es hier viele Klangwörter, vorzüglich die Thiere werden nach ihren Naturlauten genannt. Z. B. Muh-kuh (plattd. Bu-köken), Piephuhn (plattd. Tüt-hönken), Kikeriki-Hahn, Blälamm, Wauhund oder Wauwau, Miskatz, Bibi (Feder-vieh), Wulle-Gans, Bil-Ente, Hottpferd (hess. Huschepferd)*,

¹⁾ Pelzfutter, vielleicht ist zu lesen: mit vehe-futer, da ein Vehemantel noch sonst vorkommt. Salomon und Markolf V. 1617.

²⁾ Neue Hauben, aussen mit Vögeln seidegenäht bei Nithart. Maness. S. 76a [86, 7. 8], breite in der Kaiserchronik Heidelb. Hs. Bl. 73b. — Perlen-schnüre in die Locken zu flechten. — Ein flockiger Pelz. — Baumwollne Röcke. — Eine starke Krone, wohl von Golddraht geflochten, ähnlich den Goldbändern, die Schapel hießen (Nibel. 6630) [1594, 3]. Im Weinschelg V. 46 werden „chrone, tschappel und chrantz“ zusammen genannt.

*) [Zusatz von Jacob im Handexemplar.]

Hies-Fäleken (Füllechen) usw. — Die Worte, die zuerst gelernt und gesprochen werden, sind in ihrer Wurzel oft nicht zu erkennen. Dädi, Vater (in der Schweiz) erklärt sich noch durch Atte, Tatte; aber unverständlich ist schon Nännä und Dodoch, Mutter, oder Doodooli und Grossdodoch, Grossmutter. Ditti, klein Kind, hört man auch noch in den Maingegenden, dagegen du Appeli (Närrchen), Göf, Gooſ und Fitsch, Fitscheli (s. Stalder), Schmeichelnamen kleiner Kinder, wohl nur in der Schweiz allein. Man schmeichelt ihnen auch, indem man sie Täubchen, Hühnchen, Püterken nennt. Das jüngste und gewöhnlich das liebste Kind heisst Nestquackchen, im Plattdeutschen Neest-kiken, Neest-puuk, in der Schweiz Grättschi. Dagegen ein Kind, das Tücke im Kopf hat, wird dort Kufer genannt; ein unbehilfliches im Östreichischen Hascherl. — Dann sind auch für sie oder bei ihnen eigene bildliche Ausdrücke gebräuchlich. Das Trinkwasser heisst Gänsewein (Gooswin), in die Wiege (plattd. die Eija), ins Bett gehen: in die Federallee spatzieren gehn; sich verneigen: ein Jümpferli machen. Von einem unartigen Kind sagt man in Pommern: dat is mi een Krüdken (Kräutchen)! oder man droht ihm: Moder ward di dat Lendenbrood gewen! mit der Ruthe kommen! Auch sagt man im Scherz: dat di dat Müseken beit (das Mäuschen beisse)! — Ein hübsches Kindergebet ist im Holsteinischen (Schütze Idiot. III, 63) üblich: „leeve Gott, lat mi fromm un good waren un min Hemd to lütje“ (zu klein, d. h. lass mich wachsen). Und in Hessen:

„im Himmel steht ein Baum,
dran häng' ich meinen Traum,
dran häng' ich meine Sünden;
in Gottes Namen 'schlaf' ich ein!“

20. Kinderlieder. Sie enthalten einen einzelnen poetischen Gedanken, ein Bild, ein Gleichnis, oft ohne einen weiteren Zusammenhang. Das Kind blickt mit seinen reinen Augen umher, ein Vogel fliegt vorbei, ein Käferchen setzt sich auf seine Hand, ein Blümchen liegt neben ihm im Gras, ein armes Mädchen sitzt unter einem Baum und weint, das wird

ganz unschuldig und kindlich vorgestellt, und darin liegt der eigene Reiz dieser Lieder. Gálur heissen sie im Nordischen und scharfsinnig wird eine Stelle in dem dunkeln eddischen Hrafnagaldr (Edda I, S. 221) auf diesen einschmeichelnden Gesang bezogen (quo nutriculae deliniunt tristes puerulos et somnum iis alliciunt). Eine Sammlung deutscher Kinderlieder enthält ein Anhang zum Wunderhorn und eine spätere: „Dichtungen aus der Kinderwelt“ erschien in Hamburg 1815. Auch Meinert in den Liedern des Kuhländchens hat einige S. 381—383 mitgetheilt.

21. Die erste Kindheit Wolfdieterichs, wie sie die eigenthümliche Darstellung des in Dresden handschriftlich sich befindlichen Heldenbuchs*) erzählt, verdient hier mitgetheilt zu werden, da sie ohnehin wie ein Märchen lautet und in der (Inhalt und Sprache nach so sehr verderbten) Überarbeitung noch das Naive und Lebendige der früheren Dichtung durchblickt.

Als Hugdieterich von der Heerfahrt heim kommt, wird ihm sein während der Zeit geborenes Kind entgegen gebracht; er freut sich, dass es so schön ist. Ein Einsiedel, der es christlich getauft, hatte ihm ein mitwachsendes Hemd gegeben, wodurch es gegen jede Gefahr, vor jeder Wunde, Wasser- und Feuersnoth gesichert war und jedes Jahr seine Kraft um Mannesstärke wuchs. Das war heimlich geschehen, weil Hugdieterich, noch ein Heide, nichts davon wissen durfte. Jetzt war das Kind vier Jahr alt und schon so stark als vier Männer; wenn man ihm ein Brot gab und ein Hund wollte es ihm wegnehmen, so packte es ihn und schlug ihn an eine Wand. Der ungetreue Sabin nimmt von dem Gerede, das darüber entsteht, Anlass, dem König den Ursprung des Kindes verdächtig zu machen, als sei es vom Teufel gekommen (ein vertauschter Wechselbalg?), und bringt es endlich dahin, dass er es will tödten lassen.

23. König Hugo zu Puntung sprach: „heimlich must tödten mein Kind! ich trag dirs aus dem Gemache, wenn sie entschlafen sind.“
 Puntung, vor Schrecken rothe, sprach: „edler König rein, ich will an seinem Tode wahrlich unschuldig sein.“

*) Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen und A. Primisser 1820.

Hugdieterich droht ihm aber:

„und lass dich willig finden, wann ich im Willen bin:
du hast sechszehn Kinder, die häng' ich an die Zimm,
dazu dich und deine Frau zu allervorderst an!“

Er heisst ihn vor seine Kammer kommen: wenn alles entschlafen sei, wolle er ihm das Kind geben.

- der König ging zu seim Bette, da lag das Messer sein,
das Kind aufheben er thäte, er sprach: „und thust du wein',
32. ich stoss dir's in dein Herze, du unreines Kind!“
doch behüt' es Gott vor Schmerze, dass es schlief; gar geschwind
wohl aus der Kemenate der König sein Kind ihm gab.
Puntung eilt dannen drate (schnell), thät von der Burg hin trab'.
33. Da er kam weit hin danne, das Kind thät rühren sich,
es sah den Tag gar schöne, sprach: „Mutter, decke mich!“
Puntung der sprach: „schweig stille!“ wie bald es da geschwiegl!
thät an seim Harnisch spielen. Sie vermieden die rechten Stieg
34. und kamen auf eine Heide, da niemand bei ihnen was:
Puntung zog aus der Scheide, setzt das Kind auf das Gras.
Da es das Schwert sah glitzen, das Kind, so wohl gethan,
vor Freuden nimmer wollt sitzen, wollt das Schwert greifen an.

Da erbarmt ihn des Kindes und sein Herz wird weich, dass er, der allein hundert Männer den Tod schon gegeben, selbst nicht das Leben ihm nehmen kann. Er stösst sein Schwert ein und führt es zu dem Rand eines Brunnen, auf dessen Wasser Rosen liegen. Er zeigt ihm diese und denkt, es würde sich darnach bücken¹⁾, und so sich selbst hineinstürzen, aber das Kind achtet der Rosen nicht, sondern legt sich nieder ins Gras und wälzt sich darin. Puntung versteckt sich eine Ackerslänge weit und hat Acht, was geschieht. Als es Nacht werden will, kommen viele Thiere, die gern beim Wasser sind, Eber, Hirsche, Bären; auch die hungrigen Wölfe laufen daher, sie sehen das Kind, aber die göttliche Gnade waltet, dass sie es nicht anrühren. Puntung, als er das Wunder schaut, erstaunt und spricht: „du bist kein Teufelkind! doch will ich dich noch versuchen.“ Er machte ein Kreuz von Holz

1) Kriemhild sagt im ungedruckten Rosengarten 253, 2: „sie sollen wie ein kint spielen in den rosen rot.“

und stellte es ihm hin. So wie das Kind das Kreuz erblickt, greift es darnach, betrachtet es und nimmt's in den Arm.

Puntung sprach: „bist du worden getauft, du bleibst gesund, kein Thier thät dich nicht morden.“ Er küsst es an den Mund:

43. „Weib und Kind will ich wagen, will sie eh verderben lan.“
Das Kind thät er hintragen, sass auf sein Ross wonnesam.
Er sprach: „du bist genesen vor den Wölfen wunderlich,
darum dein Nam' soll wesen hierfür: Wolfdieterich!“

22. Rudolf von Montfort hat in seinem noch ungedruckten Gedicht von Wilhelm von Orlenz sehr natürlich und lieblich das Kinderwesen geschildert. Der Knabe kam an den Hof des Königs von England, um dort in ritterlicher Zucht aufzuwachsen. Der König führte ihn in das Gemach der Frauen, die ihn zu sehen wünschten, weil sie von seiner Schönheit und seinen tugendreichen Sitten gehört hatten. Als Wilhelm eintrat, sahen sie ihn mit Lust an und grüssten ihn liebevoll. Neben der Königin sass ihr Töchterlein, Amalie, ein blühendes Maienreis und eine Wonne der Augen, denn es war nicht anders, als der helle Sonnenglanz. Nie hat eine Mutter schönere Kinder geboren, als die beiden da waren. Der König fasste sein Töchterlein bei der Hand und sprach: „liebes Kind, du hast dir schon lange einen Spielkameraden gewünscht, da hab' ich einen gefunden. Komm, ich will dich mit ihm bekannt machen und ihm sagen, dass er artig mit dir umgeht. Er ist ein Kind, wie du, ihr könnt ohne Arg manchen Tag mit einander spielen. Sei du aber auch freundlich gegen ihn, wenn er bei dir ist.“ Nun war das Mädchen nicht älter als sieben Jahr und sprach, ohne sich dessen zu schämen: „Väterlein, das freut mich gar sehr, es soll mein Spielkamerad sein, ich will gehen und mich zu ihm setzen. Sag ihm auch, dass er zu mir geht.“ „Ja, Wilhelm, komm her“, sprach der König. Da gieng das Mädchen zu ihm und sagte: „setz dich zu mir.“ Blöd und schüchtern, wie Knabensitte ist, wollte er nicht, ob er's gleich von Herzen gern gethan hätte. Es fasste ihn aber bei der Hand und nun sassen die beiden schönen Kinder beisammen, und wer nur da war, musste die Augen auf sie richten. Was sie wollte, das that er; was er wollte, das that sie. Sie

erzählten sich einander ihre Geschichten, sie sagte ihm vielleicht, dass ihre Docke¹⁾ so hübsch wäre und ihre Nachtigall so schön sänge und so süßen Schall hätte. Er wusste etwa von seinem Habicht (Sprinzelin, *falco cyaneus*) zu sagen, wie er ihn habe steigen gesehen²⁾. So sassen sie bei einander, bis sie scheiden mussten. Da sprach sie: „Wilhelm, Gott behüte dich, komm

¹⁾ Docke ist der alte Name und Puppe (zunächst wahrscheinlich aus dem Französischen *poupée* eingeführt) findet sich vor dem 16. Jahrh. noch nicht. Die gloss. pez. hat *mima*, *tohcha* und die Gerbertische p. 47. *Dokka* est *simulacrum puellarum*. Es heisst wie *pupa*, *κόρη*, eben sowohl eine Jungfrau, geschmücktes Mädchen (s. Stalder Schweiz. Idiotikon I, 236), als ein ausgestopftes und bekleidetes Bild desselben. Über das lateinische *pupa*, *poppea* findet man Nachweisungen bei Ducange; es ist bekannt, dass die römischen, wie die heutigen Mädchen, schon Puppen hatten, womit sie als Kinder spielten und welche sie, sobald sie herangewachsen waren, der Venus opferten: *tanquam virginitatis suae insignia, ut fauste futurum matrimonium cederet*, wie sich Forcellini ausdrückt. Ob von daher die Docken geradezu gekommen oder ob sie mit altheidnischen Lappenfiguren zusammenhängen, welche der *Indiculus superstitionum simulacra de pannis facta* nennt, darf um so eher unentschieden bleiben, als ja beide einen gemeinschaftlichen oder verwandten viel ältern Ursprung haben können. Es sind die kleinen wohlthätigen Wesen, deren Leben an das eines Menschen gebunden ist, dem sie daher willig und zugethan sich bezeigen. Eccard bemerkt bei der Erklärung des *Indiculus* (Franc. orient. I, 436), dass man in Würzburg ein Kindergespent *Hullen-Pöpel* nenne; das heisse der Frau Holle Puppe und zu der Ehre dieser Göttin seien jene heidnischen Puppen verfertigt worden. An die Alraunen denkt er aber auch, und das lässt sich insofern hören, als auch diesen pflegen Hemdlein angelegt zu werden (s. deutsche Sagen I, 136). — Eschenbach redet im *Oranse* (II, 16a) von seiner mit der Docke spielenden Tochter und gedenkt ihrer auch im *Parcival* 11009. 11802 [372, 18. 395. 23]; für spätere Zeit ist Fischart anzuführen, der im *Gargantua* sagt 74a: „Und was ist's Wunder, dass die Weiber so fein wissen mit ihren Ehegetrauten umzugehen, da sie es doch von Jugend auf mit Docken und Puppen spielsweise also gewohnen.“

²⁾ Dies ist ein epischer Zug. Gerade so kommt er bei Ottokar von Horneck vor S. 166a:

· sie redeten kintlich
 — do die mait
 von ir docken sait,
 wie die weren gestalt,
 do engegene er ir verzalt,
 waz sin sprinz het gevangen.

Über das Spiel der Kinder mit dem Sprinz vergl. auch *Parcival* 12838 ff. [430, 14].

bald wieder zu mir.“ „Ja, antwortete er, das thue ich gerne ¹⁾“.

23. Einige hierher gehörigen Strophen aus einem Liede des Meisters Alexander (hinter Gottfrieds Tristran S. 144) mögen schliessen:

Hiebevorn, do wir kinder waren
unt diu zit was in den jaren,
daz wir liefen uf die wisen,
von jenen her wider zuo disen,
da wir understunden
viol funden:
da sicht man nu rinder bisen.

Ich gedenke wol, daz wir sazen
in den bluomen unde mazen
wellich diu schoneste mochte sin?
da schein unser kintlich schin
mit dem nuwen kranze
zuo dem tanze:
alsus gat diz zil von hin!

Secht, do liefe wir erdberen suochen
von der tannen zuo buochen
uber stoc unde uber stein,
der wile daz diu sunne schein.
do rief ein walt-wiser
durch die riser:
„wol dan kinder, unt gat hein! ²⁾“.

¹⁾ Parcifals Kindheit und Jugend ist auch herrlich in dem Gedicht von ihm beschrieben. Aus dem 16. Jahrh. hat sich das lebendigste Bild in Fischarts Gargantua im 14. Cap. erhalten. In der neueren Zeit ist das Kinderwesen schön und rührend und mit grosser Wahrheit dargestellt von Jean Paul in Fixlein (S. 96. 102) im Leben des Schulmeister Wutz, hinter der unsichtbaren Loge (II, 370 ff.) und im Jubelseniör S. 72—75. Von Arnim in Traugotts Erinnerung aus seiner Jugend im ersten Band der Gräfin Dolores. Auch Ernst Wagners Kinderjahre gehören hierher.

²⁾ Understunden, zuweilen — bisen, wild herumrennen — Blumen messen, welche die schönste sei; Walter von der Vogelweide erzählt von dem Streit der Blumen (Man. I, 177b) [51, 34—36]:

„du bist kurzer, ich bin langer!
alse stritent si uf dem anger
bluomen unde kle.“

diz zil, diese zeit — ein walt-wiser, ein Förster, Waldhüter.

KINDERGLAUBEN.

1. Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird und die Kinder fragen, woher es gekommen sei? so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole oder schöpfe man sie heraus. Fischart im Gargantua führt das schon an. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingucken, sehen sie ihre eigenen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran. Kindibrunnen kommt schon in alten Diplomen (Pistorius III, 544) als ein Ortsname vor. Kanne (im Chronus S. 133 Anm.) bezieht diesen Glauben auf die durch die Mythe der ganzen alten Welt gehende Idee von Tod und Wiedergeburt im Wasser. Er bemerkt noch, dass bei Detmold ein solcher Geburtsbrunnen Lünsborn heisse.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckererbsen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe sie in seinem rothen Schnabel getragen, darum wird er angesungen:

Klapperstorch, Langbein,
bring meiner Mutter ein Kind heim,
leg' es in Garten,
will es fein warten,
leg's auf die Stiegen!
will es fein wiegen.

Oder auch niederdeutsch:

Ebeer, Langbeen
wenneer wult du to Lande teen etc.

Der Name des Storchs Adebar bedeutet nach einigen Kindträger, von baren, tragen, andere erklären Oudevar durch: alter Vater. Unter den Nürnberger Spielwaaren ist der Storch mit dem Wickelkind im Schnabel sehr häufig. Er bringt nach Fischart auch die rothen Schuhe mit.

In Frankreich sagt man, die Kinder wüchsen aus dem Kohl und lägen oben in den grossen Häuptern. Doch

scheint die Idee von dem Lebensbrunnen auch in der Bretagne nicht fremd. Cambry voyage dans le Finisterre I, 175 gedenkt des Volksglaubens, wornach man ein Kinderhemd in gewisse Brunnen lege; geht's unter, so stirbt das Kind im Jahre, schwimmt's dagegen, so lebt es lang. Man thut das feuchte Hemd den Kindern an und glaubt sie dadurch vor Schaden zu bewahren.

Bronner erzählt in seinem Leben (Zürch 1795. I, 23. 24): „da fragte ich meinen Vater einst bei Tisch: wo ist denn unser Brüderlein hergekommen? Die Hebeamme sass auch dabei. Diese Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht, du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer heraus schauen, die man denn abholen lässt, sobald man ihrer verlangt.“ Es war eine hohle Weide an einem Teich, Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser; sein Vater hiess ihn rufen: „Buben, wo seid ihr?“ und er zweifelte nicht mehr. — In einem Kinderlied kommt vor:

die andere geht ans Brunnchen
und findt ein goldenes Kindchen.

2. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen, mit ihren Händchen spielen, darnach greifen, als hätten sie ein besonderes Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie thäten es bloss darum, weil ihnen ihre Ärmchen und Händchen ganz wie von Gold und glänzend vorkämen. — Lächeln sie im Schlaf, so reden die Engel mit ihnen. — Wenn sie das Schluchsen bekommen, sagt man: „nun wächst ihnen das Herz.“ — Fällt ein Kind, so sagt man: „da liegt ein Spielmann begraben!“ Hungert es: „die Frösche murrten in seinem Leib“ (stomachus latrat) wie Fischart anführt. Nach Schütze (Holst. Idiot.) pflegt man zu sagen: Jung iss, sonst kommt der Hund und frisst dir den Magen weg. — Will es nicht schlafen, so legt man ihm einen Schlafapfel, den moosartigen Auswuchs an der wilden Rose, unter das Kissen; man glaubt, es erwache nicht eher, als bis er wieder weggenommen werde (Stalder II, 321).

3. Kinder gehen oft gefährliche Wege, über eine schmale Brücke oder die Balken unterm Dach, auf dem Brunnenrand,

und doch begegnet ihnen kein Unglück; das macht, weil jedes Kind seinen Engel hat, der es bewahrt, hält und führt. Auch die Worte, die es reden soll, giebt er ihm in den Mund. So heisst es in einem altdeutschen Gedicht der Kolozer Sammlung S. 148. V. 127:

daz kint sprach mit sinne,
als im sin engel gab die lere.

und S. Georg 3200 ff.

daz kint von deme keiser gie,
jene, disse unde die
hatten vmme ez grozen gedranch;
hin durch si tet ez den wanch,
man het ez furwar ertreten,
wan daz zu ime was geweten
ein engel, daz ime niht gescach.

Vergl. eine Erzählung von Hans Sachs: die Engels-
hut Kempt. Ausg. II, 4. Abth. S. 170—172. — Damit hängt
wohl zusammen der Glaube von dem Kindlein in Kindes-
augen, das zornig herauschaut, wenn es unzufrieden mit
ihm ist. S. Brentanos Gründung von Prag S. 110 und An-
merkung S. 434.

4. Wenn die Kinder Abends vor Müdigkeit mit den
Augen blinzen und gleichwohl noch gern wach blieben, aber
nicht können, so heisst es: das Sandmännchen kommt!
plattdeutsch de Sandsaier (Sandsäher) kumt. (Dähnert und
Schütze Holst. Idiot. IV, p. 3. 4). Schütze meint, Sandsaier sei
entstellt aus Saatsaier; das Kind, wenn es schläfer, sei still,
wie es still ist, wann gesäet wird. Offenbar gezwungen: es liegt
die Idee zum Grund, dass Sand ausgesäet und in die Augen
gestreut werde, was ja auch als sprüchwörtliche Redensart
bekannt ist. — In Baiern sagt man: das Pechmännchen
kommt! (Schmidt Westerwäld. Idiot.) das nämlich mit Pech
die Augen zuklebt. — Nach der griechischen Mythe sprengt
der Schlaf, wie dort Sand, Lethewasser in die Augen, und
weht mit seinen Flügeln, bis man entschläft. Bei Zeus setzt
er sich auf die höchste Tanne des Ida in das stachelvolle Ge-
zweig (Ilias XIV, 290). —

5. In Baiern schreckte man zur Zeit Aventins (B. Chronik 171b) die Kinder mit dem Ausruf: „schweige, die Drud kommt über dich!“ In Franken und Schwaben sagt man: „still, die eiserne Bertha kommt!“ In Hessen und Thüringen fürchten sich die Kinder vor der Frau Holle, sie zieht sie in ihren Teich (s. das Märchen No. 24), die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen (s. Deutsche Sagen I, S. 7). In Pommern (nach Dähnert) ist es de olle Möme (die alte Mutter) oder auch de Water-möme; auf der Insel Föhrde: de blinde Jug. Sonst zeigt sich dort als Schreckbild de ruge Claas (der rauhe Niklas) und um Weihnachten de Bullkater (welches auch der Name für ein heranziehendes dickes Regen- und Donnergewölk ist). Im Ditmarsischen de Pulter (Polter)-Klas. Im Östreichischen Klaubauf, Grambus, auch Berthel (Denis Lesefrüchte I, 131). In der Schweiz heisst (nach Stalder) das Gespenst Bauwi, Baui, womit wahrscheinlich der holsteinische Buman und unser Bautzemann, Botzemann zusammen kommt; gewöhnlich verummumt sich jemand mit weissen Tüchern und nimmt einen Besen in die Hand, man hat in Hessen noch einen Reim darüber:

Es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum,
 er rüttelt sich, er schüttelt sich,
 er wirft sein Säckchen hinter sich,
 es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum!

Der Knecht Ruprecht dagegen, welcher den Kindern den 6. Dezember erscheint, hat ein berusstes, ganz schwarzes Gesicht. Schon im Wartburger Krieg droht Ofterdingen: „Ruprecht, min knecht, muoz uwer har gelich den toren schern!“ Maness. II, 2b. In der Lausitz wird dieser noch heute Dieterich von Bern (Altd. Wälder I, 323). Im Hanauschen sagt man zu einem unartigen Kind: „wart, der Grossvater kommt!“

6. Manchmal ziehen viele kleine Wolken, die man Lämmerchen heisst, am Himmel ganz langsam, und scheint nun die Abendröthe darüber, so sagt man den Kindern: „da füttert der liebe Gott seine Herde Schäfchen mit Rosenblättern.“ — Nach Fischart sind die Wolken bei den Kindern

Wolle oder Blumendolder, das Gewölk Spinnweb oder Schinhut (Schaubhut, Scheinhut, umbella bei Oberlin; Schinhut bei Hebel; vergl. Troj. Kr. 5936). Wenn die Wolken fallen, kann man alle Lerchen sehen. (Bei Gruter germanica proverbia p. 95: „wenn die Wolken fallen, so ist's gut Lerchen fangen.“) — Wenn die Sterne Nachts hell blinken und die Kinder wollen noch nicht zu Bett, so heisst es: „seht Kinder, die Himmelsthüre hat der liebe Gott auch schon zugemacht.“ Die Sterne sind die goldnen Nägel, womit das Thor beschlagen ist, und der Mond ist das Schloss daran.

7. Fällt Schnee, so sind es Federn aus dem grossen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen ist; oder Frau Holle mache ihr Bett. Hierzu gehört eine merkwürdige Stelle Herodots (Melpom. c. 7), wonach bereits die alten Scythen glaubten, die nördlichen Weltgegenden seien unsichtbar und unzugänglich, weil Erde und Himmel mit Federn angefüllt seien, und dies deutet er weiterhin (c. 31) selbst auf Schnee.

Vom wehenden Schnee in grossen Flocken: „Müller und Bäcker schlagen sich mit einander“ (s. Jean Pauls Quintus Fixlein S. 102). Das sagt man auch, wenn es zugleich regnet und schneit. Schnee ist Mehl (wie Fischart auch anmerkt), im Isländischen miöll, nix candidissima, gerade wie wir Mehltau haben. — Der Wind ist ein gieriges Thier, das Nahrung für seine Kinder sucht. Prätorius führt an in der Weltbeschreibung I, 429: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines starken Windes hat ein alt Weib ihren Mehlsack in die Hand gefasst und denselben aus dem Fenster in die freie Luft nebenst diesen Wörtern ausgeschüttet:

lege dich, lieber Wind,
bringe das deinem Kind!

Sie wollte hiermit den Hunger des Windes stillen, da sie glaubte, derselbige wütte darum, wie ein frässiger Löwe oder grimmiger Wolf.“ In der Rockenphilosophie S. 265 „wenn der Wind sehr wehet, so kann man solchen stillen, wenn man einen Mehlsack ausstäubet und darzu spricht:

sich da Wind,
koch' ein Mus für dein Kind!“

8. Das Blut der Kinder macht alles, was es anrührt, wieder rein und gesund oder stellt den natürlichen Zustand wieder her, und zwar darum, weil es selbst als etwas ganz Reines betrachtet wird. So vernichtet es in dem Märchen von dem treuen Johannes den Zauber und giebt dem Stein das menschliche Leben wieder. Man hat viele Sagen, dass es allein den sonst unheilbaren Aussatz hat heilen können (s. Armer Heinrich S. 173 ff.). Auf dieser Reinheit der Kinder beruht noch ein anderer Glaube, dass nämlich Mauern über ein Kind gebaut allein unverrücklich fest ständen. Nach einer Dänischen Sage (s. die Sammlung von Thiele I, S. 3) stürzten die Wälle von Kopenhagen immer wieder ein, bis ein unschuldiges Kind, das man auf einen Stuhl an einen Tisch mit Spielzeug gesetzt und von zwölf Maurern schnell hatte überwölben lassen, zur Grundlage derselben genommen wurde. Verwandt ist die britische Sage von dem Gebäude eines Königs, das nicht zu Stande kommen konnte, weil jede Nacht wieder verschwand, was am Tage gebaut war. Worauf die Zauberer behaupteten, es werde nur dann stehen, wenn der Kalk mit dem Blute eines, der ohne Vater geboren worden (also eines ganz reinen Kindes), gemischt werde. Das war aber das Kind Merlin (Mart. Poloni chronicon bei Schilter script. rer. ger. p. 353).

9. In der Idee der Reinheit und Unschuld der Kinder liegt es auch, wenn die Entscheidung durch das Loos häufig in ihre Hand gelegt wird, noch heute pflegen bei den öffentlichen Glücksspielen Knaben in das Rad zu greifen. Aber schon in dem altfriesischen Gesetz (Tit. 14 bei Georgisch S. 422) war bestimmt, dass, wenn kein Priester zugegen war, „jeder unschuldige Knabe“ eins von den verhüllten, auf den Altar oder heilige Reliquien gelegten Stäbchen hervorziehen konnte, wodurch entschieden wurde, ob die Angeklagten an einem Morde schuldig oder unschuldig waren.

EINLEITUNG ÜBER DIE ELFEN.

Irische Elfenmärchen. [Fairy legends and traditions of the South of Ireland. London 1825.] Übersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig. Friedrich Fleischer. 1826. 8. S. VII—CXXVI.

DIE ELFEN IN IRLAND.

1. DAS STILLE VOLK.¹⁾

Die Elfen, die in ihrer wahren Gestalt kaum einige Zoll hoch sind, haben einen luftigen, fast durchsichtigen Körper, der so zart ist, dass ein Thautropfen, wenn sie darauf springen, zwar zittert, aber nicht aus einander rinnt. Dabei sind sie von wunderbarer Schönheit, Elfen sowohl als Elfinnen, und sterbliche Menschen können mit ihnen keinen Vergleich aushalten.

Sie leben nicht einsam oder paarweise, sondern allzeit in grossen Gesellschaften. Den Menschen sind sie unsichtbar, zumal am Tage, und da sie zugegen sein und mit anhören könnten, was man spricht, so drückt man sich nur vorsichtig und mit Ehrerbietung über sie aus und nennt sie nicht anders, als das gute Volk, die Freunde; ein anderer Name würde sie beleidigen. Sieht man auf der Landstrasse grosse Wirbel von Staub aufsteigen, so weiss man, dass sie im Begriffe sind, ihre Wohnsitze zu verändern und nach einem anderen Ort zu ziehen, und man unterlässt nicht, die unsichtbaren Reisenden durch ehrfurchtsvolles Neigen zu grüssen. Ihre Häuser aber haben sie in Steinklüften, Felsenhöhlen und alten Riesenhügeln. Innen ist alles aufs Glänzendste und Prächtigeste eingerichtet

¹⁾ Wörtlich: das gute Volk (the good people). Der irische Ausdruck für Elfe in dieser Beziehung ist Shefro und diesen Namen führt auch im Original die erste Abtheilung, ohne dass er sonst vorkäme oder erklärt wäre. She oder Shi heisst ohne Zweifel Elfe, vergl. hernach Ban-shi und das schottische Doane-shi und Shian.

und die liebliche Musik, die zuweilen nächtlich daraus hervor-
dringt, hat noch jeden entzückt, der so glücklich gewesen ist,
sie zu hören.

In den Sommernächten, wenn der Mond scheint, am liebsten
in der Erntezeit, kommen die Elfen aus ihren geheimen Woh-
nungen hervor und versammeln sich zum Tanz auf gewissen
Lieblingsplätzen, gleichfalls heimliche und verborgene Orte, wie
Bergthäler, Wiesengründe bei Bächen und Flüssen, Kirchhöfe,
wohin selten Menschen kommen. Oft feiern sie ihre Feste
unter geräumigen Pilzen oder ruhen unter ihrem Schirmdach.
Bei dem ersten Strahl der Morgensonne verschwinden sie wieder
und es ist, als rausche ein Schwarm Bienen oder Mücken dahin.

Ihre Kleidung ist schneeweiss, manchmal silberglänzend,
nothwendig gehört dazu ein Hut oder ein Käppchen, wozu sie
meist die rothen Blüthenglocken des Fingerhuts wählen und
wodurch sich Parteien auszeichnen.

Die geheimen Kräfte der Elfen, ihre Zaubermacht ist
so gross, dass sie kaum Grenzen kennt. Nicht bloss die mensch-
liche, jede andere Gestalt, selbst die abschreckendste, können
sie augenblicklich annehmen und es ist ihnen ein Leichtes, in
einer Secunde über eine Entfernung von fünf Stunden hinweg-
zuspringen. Vor ihrem Anhauch schwindet jede menschliche
Kraft. Manchmal theilen sie den Menschen etwas von der
Wissenschaft übernatürlicher Dinge mit, und erblickt man einen,
der wie in halbem Wahnsinn mit Bewegung der Lippen ein-
sam auf und abgeht, so ist ein Elfe unsichtbar bei ihm und
belehrt ihn.

Die Elfen lieben über alles die Musik. Wer sie angehört
hat, kann nicht beschreiben, mit welcher Gewalt sie die Seele
erfülle und entzücke: gleich einem Strom dringe sie mächtig
entgegen; und doch scheinen die Laute einfach, selbst eintönig
und überhaupt Naturlauten ähnlich zu sein.

Zu ihren Belustigungen gehört das Ballspiel, das sie mit
grossem Eifer treiben und worüber sie oft bis zum Streit uneins
werden können.

Im kunstreichen Tanz übertreffen sie weit alles, was
Menschen leisten können, und ihre Lust daran ist unermüdlich.

Sie tanzen ununterbrochen, bis der Sonnenstrahl an den Bergen sich zeigt, und machen die kühnsten Sprünge ohne die mindeste Anstrengung.

Nahrung scheinen sie nicht zu bedürfen. Sie laben sich an Thautropfen, die sie von den Blättern sammeln.

Menschen, die vorwitzig sich nähern oder gar sie necken, bestrafen sie hart, sonst pflegen sie gegen wohlgesinnte, die ihnen vertrauen, freundlich und hilfreich zu sein. Sie nehmen einen Höcker von der Schulter, schenken neue Kleidungsstücke, versprechen einen Wunsch zu erfüllen, obgleich auch hier gute Laune von ihrer Seite nöthig zu sein scheint. Sie lassen sich auch wohl in menschlicher Gestalt sehen oder jemand, der Nachts zufällig unter sie gerathen ist, Theil an ihren Tänzen nehmen; aber etwas Gefährliches liegt allzeit in dieser Berührung: der Mensch erkrankt darnach und fällt von der unnatürlichen Anstrengung, da sie ihm etwas von ihren Kräften zu verleihen scheinen, in ein heftiges Fieber. Vergisst er sich und küsst der Sitte gemäss seine Tänzerin, so schwindet in dem Augenblick, wo seine Lippen sie berühren, die ganze Erscheinung.

Die Elfen stehen aber noch in einer besonderen und näheren Beziehung zu den Menschen. Es ist, als theilten sie sich in die Seelen der Menschen und betrachteten sie nun als ihre Angehörigen. Daher haben gewisse Familien ihre eigenen Elfen, denen sie ergeben sind, wofür sie aber von diesen Hülfe und Beistand in bedenklichen Augenblicken, oft Genesung von tödtlicher Krankheit erhalten. Weil sie aber ihren Elfen nach dem Tode zufallen, so ist der Tod des Menschen für jene ein Fest, wo einer der Ihrigen in ihre Gesellschaft eintritt. Daher verlangen sie von den Menschen, dass sie bei Leichenzügen sich einfinden und sie ehren; sie selbst feiern die Bestattung des Todten wie ein Hochzeitsfest, tanzen über seinem Grabe und ebendeshalb wählen sie auch Kirhhöfe zu ihren Lieblingsplätzen. Oft entspinnt sich heftiger Streit, wem ein Kind zugehöre, den Elfen des Vaters oder der Mutter, und auf welchem Kirchhof es solle begraben werden. Die verschiedenen Parteien der Unterirdischen hassen und bekriegen sich dann ebenso feind-

selig, wie Stämme der Menschen, ihre Kämpfe finden in der Nacht an Kreuzwegen statt, und oft trennt sie nur der einbrechende Tag. Diese Verbindung der Menschen mit einem stillen, aber guten Geistervolk würde an sich nichts Abschreckendes, eher etwas Beglückendes haben, aber die Elfen erscheinen in einem gewissen Zwielficht; beides, das Böse wie das Gute, hat zugleich Theil an ihnen und sie zeigen ebenso wohl eine schwarze als eine weisse Seite. Es sind vom Himmel gestossene Engel, die nicht bis in die Hölle gesunken sind, die aber selbst in Angst und Ungewissheit über ihre Zukunft zweifeln, ob sie am jüngsten Tage Begnadigung erhalten werden. Dieses Nächtliche, Teuflische bricht sichtbar in ihren Neigungen und Handlungen hervor. Wenn sie in Erinnerung des ursprünglichen Lichtes wohlwollend und freundlich gegen die Menschen scheinen, so treibt sie das böse Element ihrer Natur zu heimtückischen und verderblichen Streichen an. Ihre Schönheit, die wunderbare Pracht ihrer Wohnungen, ihre Fröhlichkeit ist dann nichts, als ein falscher Schein, und ihre wahre Gestalt von abschreckender Hässlichkeit erregt Grausen. Erblickt man sie in seltenen Fällen bei Tag, so zeigen sie ein von Alter eingefallenes oder, wie man sich ausdrückt, welchem Blumenkohl ähnliches Gesicht, eine kleine Nase, rothe Augen und das weisse Haar eines steinalten Greises.

Eins ihrer boshaften Gelüste besteht darin, gesunde und schöne Kinder den Müttern zu stehlen und einen Wechselbalg dafür hinzulegen, der einige Ähnlichkeit mit dem gestohlenen hat, aber nichts als ein hässlicher, krankhafter Elfe ist. Er zeigt alle böse Eigenschaften, ist heimtückisch, schadenfroh und obgleich unersättlich, will doch nichts an ihm gedeihen. Wird Gott erwähnt, so lacht er, sonst aber spricht er nicht, bis er auf eine besondere Weise genöthigt, die Stimme eines uralten Mannes ertönen lässt und sein Alter wohl selbst verräth. Die Neigung zur Musik offenbart sich auch hier, so wie ungewöhnliche Fertigkeit dazu, übernatürliche Kräfte äussern sich in der Macht, womit er alles, selbst unbelebte Dinge, zum Tanz zu nöthigen weiss. Wo er ist, bringt er Verderben: ein Unglück auf das andere erfolgt, das Vieh erkrankt, das Haus

stürzt ein und jede Unternehmung schlägt fehl. Wird er erkannt und bedroht, so macht er sich unsichtbar oder entflieht, er scheut das fließende Wasser, und bringt man ihn über eine Brücke, so springt er hinab und auf den Wellen sitzend spielt er sein Instrument und kehrt zu den Seinigen zurück. Er heisst irisch „Leprechan“. ¹⁾

Zu gewissen Zeiten, wie am Maiabend, scheinen die bösen Elfen besonders thätig und mächtig; denen, welchen sie feind sind, geben sie unsichtbar einen Schlag, der Lähmung zur Folge hat, oder sie richten ihren Athem gegen sie, und auf der Stelle, wo dieser Anhauch den Menschen berührt, erzeugen sich alsbald Beulen und Geschwüre. Die in besonderer Gunst bei den Elfen zu stehen vorgeben, unternehmen die Heilung solcher Krankheiten durch Zaubermittel und geheimnisvolle Reisen.

2. DER CLURICAUN (THE CLURICAUNE).²⁾

In dieser Eigenschaft unterscheidet sich der Elfe wesentlich von dem Shefro durch sein einsames und täppisches Wesen; man findet den Cluricaun niemals in Gesellschaft, sondern immer für sich allein. Er ist viel körperlicher und zeigt sich am Tag als ein kleines, altes Männchen mit verschrumpftem Gesicht in altmodischer Tracht. Auf seinem erbsenfarbigen Rock sind grosse Knöpfe, sowie er an grossen Metallschnallen auf seinen Schuhen besonders Wohlgefallen zu haben scheint. Einen Hut trägt er auch, aber einen dreieckigen, altfränkisch aufgekrämpten. Man hasst ihn seines boshaften Wesens wegen und sein Name wird als Ausdruck der Verachtung gebraucht. Man bemüht sich seiner Herr zu werden und droht ihm gern; manchmal gelingt es ihn zu überlisten, manchmal ist er verschmitzter und betrügt den Menschen. Er beschäftigt sich mit der Verfertigung von Schuhen und pfeift ein Lied dazu. Wenn ihn der Mensch dabei überrascht, so ist er zwar voll

¹⁾ Das Wort, genau Prèachán oder Priachan geschrieben, soll einen Raben bedeuten.

²⁾ Ein irisches Wort, das der Verfasser S. 162 durch die Vermuthung erklärt, es sei eine Entstellung von Luacharma'n, Zwerg.

Furcht vor dessen überlegener Stärke, aber mit der Kraft begabt zu verschwinden, wenn es ihm durch List gelingt, es dahin zu bringen, dass der Mensch auch nur auf einen Blick die Augen von ihm abwendet.

Der Cluricaun besitzt Kenntnis („während der Unruhen“) vergrabener Schätze, entdeckt sie aber nicht eher, als bis er sich aufs Höchste gedrängt sieht. Oft hilft er sich noch, wenn der Mensch schon glaubt, ihn ganz in der Gewalt zu haben. Eine gewöhnliche List besteht darin, dass er das Merkmal, wo der Schatz liegt, sei es Strauch, Distel, Stein, Zweig, unendlich vervielfältigt, damit es dem Menschen, der ein Werkzeug herbeigeht hat, die Erde aufzugraben, nicht weiter als Unterscheidungszeichen dienen kann. Der Cluricaun hat einen kleinen ledernen Beutel mit einem Schilling, welchen er, so oft er auch damit zahlt, immer wieder findet und welcher der Glückschilling (Sprè na Skillenagh) heisst. Manchmal hat er zwei Beutel bei sich, der eine enthält den Wunderpfennig, der andere eine Kupfermünze, und wird er gezwungen herauszurücken, so reicht er hinterlistig den letztern, dessen Gewicht befriedigend ist, während er bei Untersuchung des Inhalts, wenn das menschliche Auge sich von ihm abwendet, verschwindet.

Sein Vergnügen besteht im Rauchen und Trinken. Er kennt das Geheimnis, das die Dänen sollen nach Irland gebracht haben, Bier aus Heide zu brauen. Kleine Tabakspfeifen von alter Form, die man beim Graben oder Pflügen häufig in Irland findet, besonders in der Nähe jener runden Verschanzungen, dänische Festungen genannt, glaubt man, gehörten den Cluricaunen; und findet man sie zerbrochen oder sonst auf eine Art verstümmelt, so betrachtet man das als eine Art Vergeltung für die Streiche, die ihre angeblichen Eigenthümer sollen gespielt haben.¹⁾

Der Cluricaun zeigt sich aber auch in Verbindung mit den Menschen und gehört dann einer Familie an, mit der er aushält, so lange ein Glied davon lebt, die aber gleichfalls seiner

¹⁾ Abbildung einer solchen Pfeife in der *Anthologia Hibernica* (Dublin 1793) I, 352 und in dem Original dieser Märchen S. 176.

nicht loswerden kann. Bei aller Neigung zu boshafte[n] Streichen und Neckereien pflegt er vor dem Hausherrn eine gewisse Achtung zu hegen und ihn mit Rücksicht zu behandeln. Er leistet hülfreiche Hand, verhütet heimliche Unglücksfälle, wird aber im höchsten Grade zornig und aufgebracht, wenn man ihn vergessen und die ihm gebührende Speise nicht an den bestimmten Ort gesetzt hat.

3. DIE BANSHI.

Das Wort wird verschiedentlich erklärt als Haupt der Elfen oder als weisse Frau. Es ist ein weiblicher Geist, der gewissen Familien, doch meist nur von altem oder edlem Stamm, angehört und sich bloss zeigt, um den Tod von einem Glied derselben anzukündigen. Die Banshi erscheint dann in der Nähe des Hauses oder bei dem Fenster, wo der Kranke liegt, schlägt die Hände zusammen und klagt in den jammervollsten Tönen. Sie hat einen weissen weiten Mantel um und einen Schleier auf dem Kopf.

4. DIE PHUKA.

Es ist schwer von diesem Geist einen deutlichen Begriff zu geben.¹⁾ Es liegt etwas Unbestimmtes, immer aber etwas Dunkeles und Nächtliches in seinem Wesen. Man erinnert sich seiner unvollständig, wie eines Traums, ob man gleich den heftigsten Eindruck empfunden hat; gleichwohl kann die Phuka mit Händen berührt werden. Sie zeigt sich als schwarzes Ross, Adler, Fledermaus, und lässt den Menschen, dessen sie sich bemächtigt hat und der unfähig ist, den geringsten Widerstand zu leisten, in kurzer Zeit vieles erleben. Sie jagt mit ihm über Abgründe, führt ihn hinauf in den Mond und hinab in die Tiefe des Meers. Wenn etwas einstürzt, wird es ihr vom Volk zur Last gelegt. Nicht wenige Abgründe und Höhlen in den Felsen heissen Phukahöhlen (Poula Phuka), selbst ein Wasserfall, den der Liffey in der Grafschaft Wicklow bildet,

*) Der Sammler bemerkt S. 275, dass das vallisische Gwyll, welches Dunkelheit, Nacht, Schatten, Berggeist bedeute, dem irischen Phuka vollkommen entspreche. Es ist der deutsche Alp.

hat von ihr seinen Namen. Das Volk verbietet den Kindern nach Michaelis noch Brombeeren zu essen und schreibt die Abnahme derselben, welche nach dieser Zeit beginnt, der Phuka zu.

5. DAS LAND DER JUGEND (THIERNÄ NA OGE).

Unter dem Wasser liegt ein Land, so gut wie oben, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen, Bäume blühen, Felder und Wälder abwechseln, Städte und Paläste nur viel prächtiger und glänzender sich erheben, und das von glücklichen Elfen bewohnt wird. Hat man in dem rechten Augenblick an den Ufern des Sees die rechte Stelle gefunden, so kann man alle diese Herrlichkeiten mit Augen sehen. Einige, die ins Wasser gefallen und ohne Schaden zu nehmen dort angelangt sind, haben bei ihrer Heimkehr Bericht abgestattet. Diese Unterwelt heisst das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, niemand altert, und wer viele Jahre da unten gewesen ist, den hat es nur ein Augenblick gedäucht. An gewissen Tagen bei aufgehender Sonne erscheinen diese Elfen auf der Oberfläche des Wassers, in grösster Pracht und in allen Farben des Regenbogens schillernd. Mit Musik und Tanz, in ungezügelter Lust, ziehen sie einen bestimmten Weg auf dem Wasser dahin, das unter ihren Füßen so wenig weicht, als die feste Erde unter den Tritten der Menschen, bis sie endlich im Nebel wieder verschwinden.

DIE ELFEN IN SCHOTTLAND.

Zu Grund liegt: the popular superstitions and festive amusements of the Highlanders of Scotland. Edinburgh 1823 von W. Grant Stewart, ein, wie es scheint, in Deutschland noch unbekanntes Buch, von welchem auch der Sammler der irischen Sagen nichts scheint gewusst zu haben; gleichwohl ist es äusserst schätzbar durch den Reichthum und die Vollständigkeit der darin aufbewahrten mündlichen Überlieferungen. — Benutzt ist die Abhandlung über Elfen in dem zweiten Bande von Walter Scotts *Ministrelsy of the Scottish Border*. 4. Aufl. Edinburgh 1810 II, S. 109—183 und die Einleitung I, 99—103, dessen Noten zur *Lady of the Lake*, *Grahams Sketches of*

picturesque Scenery on the southern confines of Perthshire p. 107—118, Jamieson in den Illustrations of northern antiquities I, 404—406, Allan Cunningham traditional tales London 1822 II, 89—122, was alles jedoch gegen jenes erstgenannte Werk nicht bedeutend ist.

1. Abkunft. Die Elfen heissen Doane Shi: friedliche Leute, gute Leute. Es sind ihrem Ursprunge nach Engel, die des Lichtes theilhaftig waren, die aber, weil sie sich von dem Teufel verführen liessen, in unzähliger Menge vom Himmel herabgestossen wurden. Sie müssen bis zum jüngsten Tag über Berge und Seen wandern, wissen nicht, wie ihr Urtheil lauten wird, ob sie begnadigt oder verdammt werden, fürchten aber das Schlimmste.

2. Gestalt. An Schönheit kommt kein anderes überirdisches Wesen den Elfen gleich und es scheinen sich darin noch Spuren ihres ursprünglichen Zustandes erhalten zu haben. Sie sind im Ganzen klein von Gestalt, aber ausserordentlich wohl gegliedert. Die Elfinnen besonders sollen die reizendsten Wesen von der Welt sein. Ihre Augen glänzen wie Sterne, auf ihren Wangen ist Weiss und Roth auf das Zarteste gemischt, ihre Lippen gleichen Corallen, ihre Zähne dem Elfenbein und ein Überfluss von dunkelbraunem Haar hängt in Locken über ihre Schultern. Ihre Kleidung ist einfach und grün. Sie erzürnen, wenn Sterbliche diese Farbe tragen, die eben deshalb sie auch für eine unglückliche halten. In den Hochlanden ist es gewöhnlich wollenes Zeug. An Sümpfen hat man sie manchmal heidebraun gesehen oder in Kleidern, die mit Steinflechte gefärbt waren.

3. Wohnung und Lebensweise. Die Elfen sind ein geselliges Volk, leidenschaftlich den Vergnügungen und Lustbarkeiten ergeben. Selten leben sie paarweise beisammen, sondern schwärmen in Haufen umher und jeder Haufe hat eine bestimmte Wohnung oder Aufenthaltsort, wo sie sich nach Umständen versammeln und welcher Tomhan oder Shian heisst. Diese Wohnungen befinden sich gewöhnlich in den Höhlen und Abgründen wilder und rauher Gegenden. Sie sind aus Stein

in der Gestalt unregelmässiger Thürmchen gebaut und so fest und dauerhaft, dass sie Felsenstücken oder Erdhügeln ähnlich sehen. Thüren, Fenster und Rauchfänge sind so künstlich verborgen, dass das blosser Auge bei Tag sie nicht erblicken kann, doch in dunkeler Nacht verräth sie das glänzende Licht, das herausbricht. In Perthshire bewohnen sie runde Grashügel, bei welchen sie im Mondschein tanzen. Nicht weit von Lochcon ist ein Platz Coirshian genannt, welchen sie vorzüglich lieben; in der Nähe sieht man kegelförmige Erhöhungen, besonders eine oberhalb des Sees Katrine, an welcher nach Sonnenuntergang sich mancher fürchtet vorbei zu gehen. Man erblickt zuweilen ihre Spuren in Kreisen, die manchmal gelb und eingetreten, manchmal von dunkelgrüner Farbe sind, in diesen ist es gefährlich zu schlafen oder nach Sonnenuntergang gefunden zu werden. In solchen Versammlungen der Elfen herrscht Lust und Freude, denn dem Tanz sind sie vorzüglich ergeben und er ist eine ihrer Hauptbeschäftigungen. Sie haben dabei die lieblichste Musik. Ungeachtet dieser Fröhlichkeit sind die Elfen doch neidisch auf das vollkommener und reinere Glück der Menschen und es liegt immer etwas Dunkles und Ängstliches in ihrer heimlichen Lust, so wie etwas Falsches oder bloss Scheinbares in dem Glanz ihrer Shians. Sie sind, wenn auch nicht durchaus boshaft, doch eigentlich grämliche und missgünstige Wesen. Die Hochländer reden nicht gern von ihnen, besonders am Freitag, wo ihr Einfluss vorzüglich gross sein soll. Und weil sie unsichtbar zugegen sein könnten, spricht man immer nur mit Ehrerbietung von ihnen.

Manchmal reiten sie auch unsichtbar in einem grossen Zug, wo das laute Geschrill der Zügel ihre Gegenwart verräth. Sie borgen wohl bei solchen Gelegenheiten Pferde aus den Ställen der Menschen, die man am Morgen keuchend und abgemattet darin findet, Mähnen und Schweif aufgelöst und verwirrt. Gewöhnlich sind ihre Pferde weiss wie Winterschnee.

4. Umgang mit Menschen. Manchmal sind Menschen in die Wohnungen der Elfen gekommen, entweder von ihnen hineingelockt, oder wenn sie zu gewissen Zeiten die Thüren dazu gefunden haben. Man glaubt in Perthshire, dass, wenn

jemand am heiligen Abend allein neunmal um einen Elfenhügel gehe, linker Hand eine Thüre offen stehen werde, durch welche er hinein gelangen könne. — Ein Pächter in der Nachbarschaft von Cairngorm in Strathspey zog mit seiner Familie und seinem Vieh in den Wald von Glenavon, der als ein Sitz der Elfen bekannt ist. Zwei von seinen Söhnen, die in einer Nacht weit ausgegangen waren, ein Paar verlorene Schafe zu suchen, kamen zu einem Shian von grossem Umfang, zu ihrem Erstaunen strömte das glänzendste Licht aus unzähligen Spalten im Felsen, die das schärfste Auge niemals vorher daran entdeckt hatte. Neugierde trieb sie näher, und von den entzückenden Klängen einer Geige bezaubert, wobei Ausbrüche der höchsten Lust sich hören liessen, versöhnten sie sich einigermassen mit dem gefährlichen Ort. Der eine Bruder konnte ohngeachtet der Abmahnungen des anderen seiner Neigung, an dem Tanz Theil zu nehmen, nicht widerstehen und sprang endlich mit einem Satz in den Shian hinein. Der andere, der ihm nachzuspringen nicht getraute, trat an eine der Spalten, rief dreimal, wie gebräuchlich, seinen Bruder mit Namen an und bat ihn dann aufs Dringendste, mit ihm, Donald Macgillivray, wieder nach Haus zu gehen. Alles war ohne Erfolg, Donald musste die traurige Nachricht von dem Schicksal seines Bruders den Eltern bringen. Alle Mittel und Gebräuche, die man in der Folge noch anwendete, ihn der Gewalt der Elfen zu entziehen, waren vergeblich und man hielt ihn für verloren. Endlich gab ein weiser Mann dem Donald den Rath, wenn gerade ein Jahr und ein Tag vorbei sei, so solle er zu dem Shian zurückkehren, ein Kreuz in den Kleidern werde ihn vor der Macht der Elfen schützen, dann solle er getrost hineingehen, seinen Bruder im Namen Gottes zurückfordern und, folge er nicht gutwillig, ihn mit Gewalt fortführen. Donald erblickt auch wieder Licht in dem Shian und vernimmt Musik und Freudengeschrei; nach furchtsamem Zögern tritt er endlich hinein und findet seinen Bruder, der in aller Lust einen hochländischen Tanz tanzt. Er eilt auf ihn zu, fasst ihn beim Kragen und beschwört ihn mit fortzugehen. Der Bruder willigt ein, will aber nur erst den Tanz beendigen, indem er behauptet, er sei erst eine halbe

Stunde in dem Haus. Vergebens versichert ihn Donald, nicht eine halbe Stunde, bereits zwölf Monate verweile er hier, er würde es ihm, als er wieder bei seinen Eltern angelangt war, nicht geglaubt haben, hätten ihn nicht die gross gewordenen Kälber und die aufgewachsenen Kinder überzeugt, dass sein Tanz ein Jahr und einen Tag gedauert hatte. —

Vor etwa dreihundert Jahren lebten in Strathspey zwei Männer, die wegen ihrer Geschicklichkeit auf der Geige berühmt waren. Es trug sich zu, dass sie einmal zu Weihnachten nach Inverness giengen, dort ihre Kunst auszuüben. Sie bezogen alsbald eine Wohnung, machten ihre Ankunft bekannt und boten ihre Dienste an. Bald darnach bestellte sie ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen mit grauen Haaren und einigen Runzeln im Gesicht, aber von freundlichem, artigem Betragen. Sie begleiteten ihn und kamen zu der Thüre eines etwas seltsamen Hauses; es war Nacht, doch konnten sie leicht bemerken, dass das Haus in keiner ihnen bekannten Gegend stand. Es gieng einem Tomhan in Glenmore. Die freundliche Einladung und der Klang des Geldes überwand ihre Bedenklichkeiten und alle Furcht verschwand bei dem prächtigen Anblick der Versammlung, in welche sie eintraten. Die süsseste Musik munterte zur grössten Lust und Freude auf, der Boden zitterte unter den kühnen Sprüngen der Tänzer. Beide Männer brachten die Nacht auf das Angenehmste zu, und als das Fest beendet war, beurlaubten sie sich, sehr erfreut über die gute Behandlung, die sie erfahren hatten. Aber wie gross war ihr Erstaunen, als sie, aus dieser wunderlichen Wohnung heraustretend, fanden, dass sie aus einem kleinen Berge kamen und alles, was gestern noch neu und glänzend gewesen, zerfallen und von der Zeit verwüstet war, während sie seltsame Neuerungen in Tracht und Sitten an der grossen Menge Zuschauer bemerkten, welche ihnen voll Verwunderung und Bestürzung nachfolgten. Als man sich endlich gegenseitig verständigte, kam man auf die Vermuthung, dass die beiden Musikanten bei den Bewohnern von Tomnafurich, wo sich die Elfen aus der Nachbarschaft zu versammeln pflegten, müssten gewesen sein. Ein alter Mann, den der Auflauf herbeigeführt, sagte nach Anhörung der Ge-

schichte: „Ihr seid die beiden Männer, die bei meinem Urgrossvater wohnten und welche, wie man glaubte, von Thomas Rymer nach Tomnafurich verlockt wurden. Eure Freunde beklagten Euch sehr, doch hundert Jahre, die seitdem verflossen sind, haben Eure Namen in Vergessenheit gebracht.“ Die beiden Männer, erstaunt über das Wunder, das Gott an ihnen gethan hatte, giengen, da es Sonntag war, in die Kirche; sie sassen da und hörten eine Weile dem Geläute der Glocken zu, als aber der Geistliche zu dem Altar trat, seiner Gemeinde das Evangelium zu verkündigen, wunderbar ist es zu sagen, so zerfielen sie bei dem ersten Wort, das aus seinem Munde kam, beide in Staub.

Was die Art und Weise betrifft, wie jemand wieder aus der Gewalt der Elfen zu befreien ist, so sind die Überlieferungen darüber verschieden. Der gemeinen Meinung nach muss es binnen Jahr und Tag geschehen und diese That kann nur am heiligen Abend bei dem jährlichen, feierlichen Zuge der Elfen vollbracht werden. Wer von den Leckerbissen, die ihm vorgesetzt werden, das Geringste genießt, verwirkt dadurch die Gesellschaft der Menschen und ist an die Elfen gebunden. Man glaubt, wer einmal in ihre Gewalt gefallen sei, dem werde es erst nach sieben Jahren erlaubt, zu den Wohnungen der Menschen zurückzukehren. Nach abermals verflossenen sieben Jahren verschwindet er wieder und wird dann selten noch einmal unter den Sterblichen erblickt. Die Berichte, welche sie von ihrer Lage geben, sind verschieden. Nach einigen führen sie ein Leben ohne Rast und Ruhe und schweifen im Mondschein umher, nach anderen bewohnen sie eine entzückende Gegend; aber schrecklich ist ihre Lage dadurch, dass einer oder mehrere jedes siebente Jahr dem Teufel geopfert werden.

Die Frau eines Pächters in Lothian war in die Gewalt der Elfen gerathen und während des Probejahrs erschien sie mehrmals des Sonntags in der Mitte ihrer Kinder und kämte ihre Haare. Bei dieser Gelegenheit ward sie von ihrem Ehemann angedet, sie erzählte ihm das traurige Ereignis, welches sie getrennt hatte, und gab ihm die Mittel an, wie er sie wieder gewinnen könnte; sie ermahnte ihn, dabei all seinen Muth zu-

sammen zu nehmen, indem ihr zeitliches und ewiges Wohl von dem Erfolge seines Unternehmens abhänge. Der Pächter, der seine Frau herzlich liebte, gieng am heiligen Abend hinaus und wartete mitten auf einem Heideplatz ungeduldig auf den Zug der Elfen. Als die Zügel schallten und wilde übernatürliche Laute der Reiter, verliess ihn der Muth und der geisterhafte Zug gieng, ohne dass er ihn zu stören wagte, an ihm vorüber. Als der letzte vorbeigeritten war, verschwand der ganze Haufe unter Gelächter und Freudengeschrei, zwischen welchem er deutlich die Stimme seines Weibes erkannte, jammernd, dass er sie nun auf immer verloren habe. —

Eine Frau war in die Wohnungen der friedlichen Leute entführt und dort von jemand erkannt worden, der sonst ein sterblicher Mensch gewesen, aber nun den Elfen zugesellt war. Dieser Bekannte, welcher noch etwas menschliches Wohlwollen behalten hatte, warnte sie vor der Gefahr und rieth ihr, wenn ihr die Freiheit lieb sei, sich eine bestimmte Zeit lang alles Essens und Trinkens mit den Elfen zu enthalten. Sie befolgte den Rath, und als die Zeit herum war, so befand sie sich wieder auf der Erde unter den Menschen. Es wird noch erzählt, dass die Speisen, die ihr dargereicht wurden und ihr so verführerisch in die Augen leuchteten, bei näherer Untersuchung, nun als der Zauber vorüber war, aus nichts als Erdknollen bestanden hätten. —

Die Elfen hatten ein neugeborenes Kind in ihren Shian gebracht und holten hernach auch die Mutter, damit sie wenigstens ihr eigenes Kind säuge. Eines Tages während dieser Zeit bemerkte die Frau, dass die Elfen geschäftig waren, allerlei Zuthaten in einen siedenden Kessel zu werfen, mit der Mischung, so bald sie fertig war, sorgfältig ihre Augen bestreichen, das Übrige aber zu zukünftigem Gebrauch aufhoben. Sie wollte nun, als alle abwesend waren, ihre eigenen Augen mit der köstlichen Salbe bestreichen, hatte aber nur Zeit es mit dem einen zu versuchen, da die Elfen zu schnell zurückkehrten. Doch mit diesem einen Auge war sie im Stande, jedes Ding zu sehen, wie es wirklich in den Shian kam, nicht wie bisher in trügerischem Glanz und Schönheit, sondern in seiner wahren

Farbe und Gestalt. Die flimmernden Zierrathen des Gemachs waren nichts weiter mehr, als Mauern einer dunkelen Höhle. Bald darnach, als sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan hatte, wurde sie nach Haus entlassen, immer aber behielt sie die Gabe, mit ihrem gekräftigten Auge alles, was durch Trug entstellt vor sie kam, in seiner natürlichen Gestalt zu sehen. Eines Tages mitten unter dem Gedränge von Menschen erblickte sie von ungefähr den Elfen, in dessen Besitz sie ihr Kind gelassen hatte, obgleich er jedem anderen Auge unsichtbar war. Von mütterlicher Liebe angetrieben, gieng sie ohne Rücksicht auf ihn zu und erkundigte sich nach dem Wohlergehen ihres Kindes. Der Elfe, im höchsten Grade erstaunt, von einem sterblichen Menschen erblickt zu werden, fragte, wie es ihr möglich gewesen sei, ihn zu entdecken. Erschreckt von seinen furchtbaren Mienen, bekannte sie, was sie gethan hatte. Er spie ihr in das Auge und es erblindete auf immer.¹⁾

Capitain George Burton theilte für Richard Bovets Pandämonium, welches 1684 erschien, folgendes mit: „Vor etwa funfzehn Jahren hielt ich mich in Geschäften zu Leith bei Edinburg einige Zeit auf und fand mich mit meinen Bekannten öfters in einem anständigen Haus, wo wir ein Glas Wein tranken. Die Hausfrau erzählte mir eines Tages, in der Stadt lebe ein Elfenknabe, wie sie ihn nannte, und als ich ihn zu sehen wünschte, zeigte sie mir ihn bald darnach und sagte: „Schauf, Herr, jener dort ist es, der mit den anderen Knaben spielt.“ Ich gieng hin und durch freundliche Worte und ein Stück Geld bewog ich ihn, mit mir ins Haus zu gehen, wo ich ihm in Gegenwart der Leute verschiedene astrologische Fragen vorlegte, die er mit grosser Genauigkeit beantwortete, und in allem, was er hernach noch sagte, zeigte er sich weit über sein Alter, da er nur zehn bis elf Jahre zu haben schien. Als er

¹⁾ Graham, der diese Sage aus Überlieferung mittheilt, und welche, wie Walter Scott S. 122 versichert, ebenso in den schottischen Hochländern als in den Niederungen in Umlauf ist, hat nicht gewusst, dass Gervasius von Tilbury sie mit einigen Verschiedenheiten in den *otii imperial.* erzählt. Es sind nur Wassergeister, zu denen die Frau kommt und wo sie ihr Auge mit Schlangenfett salbt.

mit den Fingern auf den Tisch trommelte, fragte ich ihn, ob er die Trommel zu schlagen verstehe? „Ja, Herr, so gut als einer in Schottland, jede Donnerstagnacht schlage ich sie für ein gewisses Volk, welches in jenem Berg (er meinte den grossen Berg zwischen Edinburg und Leith) zusammenzukommen pflegt.“ „Was für eine Gesellschaft ist das?“ fragte ich. „Eine grosse Gesellschaft von Männern und Frauen, die ausser meiner Trommel noch mancherlei Art von Musik haben und Überfluss an Speisen und Wein; manchmal werden wir nach Frankreich oder Holland in einer Nacht geführt und auch wieder zurückgebracht und geniessen dort die Vergnügungen des Landes.“ Ich fragte, wie man in den Berg komme? „Durch zwei grosse Thore,“ antwortete er, „die sich öffnen, andern aber unsichtbar sind, drinnen sind schöne, grosse Zimmer, so schön eingerichtet, wie irgend wo in Schottland.“ Ich fragte, wie ich wissen könne, dass das, was er sage, wahr sei? Er antwortete, er wolle mir mein Schicksal voraussagen, ich würde zwei Weiber haben, und er sehe die Gestalt der einen auf meinen Schultern sitzen, beide wären schöne Frauen. Bei diesen Worten kam eine Frau aus der Nachbarschaft in die Stube und fragte ihn nach ihrem Schicksal. Er sagte ihr, sie würde zwei Kinder haben vor ihrer Verheirathung, worüber sie so aufgebracht wurde, dass sie nichts weiter hören wollte. Die Hausfrau sagte mir, alle Menschen in Schottland wären nicht im Stande, ihn von seinem Besuch in der Donnerstagnacht zurückzuhalten. Da ich ihm Aussicht auf ein grösseres Geldgeschenk machte, versprach er mir nächsten Donnerstag Nachmittag sich in diesem Hause wieder einzufinden. Er kam wirklich und ich hatte mit einigen Freunden verabredet, ihn von seinem nächtlichen Gang abzuhalten. Er sass zwischen uns und beantwortete verschiedene Fragen bis gegen elf Uhr, wo er unbemerkt sich entfernte, doch ihn sogleich vermissend sprang ich zu der Thüre, hielt ihn fest und brachte ihn wieder zurück. Wir bewachten ihn alle, aber plötzlich war er wieder draussen vor der Thüre. Ich folgte ihm nach, auf der Strasse machte er ein Geräusch, als wenn er wäre ergriffen worden, und von der Zeit an sah ich ihn nicht mehr.“

Die Elfen sollen in ihrer Verbindung mit Menschen manchmal sündlichen Neigungen und Begierden unterliegen, wovon die Folgen nicht ausbleiben. Vor langer Zeit lebte in der Nachbarschaft von Cairngorm in Strathspey eine Wehmutter. Eines Abends spät, als sie eben im Begriff war zu Bett zu gehen, klopfte jemand heftig an ihre Thüre. Sie öffnete und fand einen Mann zu Pferd, der sie bat unverzüglich mit ihm zu reiten, weil das Leben einer Frau in Gefahr sei. Er gestattete ihr nicht einmal, sich besser anzukleiden, sondern sie musste so wie sie war auf seinem Schimmel hinten aufsitzen. Sie flogen davon und er gab ihr auf ihre Fragen keine andere Antwort, als dass sie für ihre Mühe reichlich sollte belohnt werden. Als sie ängstlicher wurde, sagte der Elfe: „liebe Frau, ich führe Euch in ein Elfenhaus, wo Ihr einer Elfin beistehen sollt, aber ich versichere Euch bei allem, was heilig ist, Euch soll kein Leid widerfahren, sondern sobald Euer Geschäft beendet ist, sollt Ihr wohlbehalten wieder nach Hause gebracht werden und eine Belohnung erhalten, wie Ihr sie nur wünschen mögt.“ Der Elfe war ein hübscher junger Bursche, dessen Offenherzigkeit und freundliches Wesen ihr die Furcht benahm. Sie entband die Elfin von einem schönen Knaben, worüber alles in Freude war; sie verlangte und erhielt zur Belohnung, dass sie und ihre Nachkommen immer glücklich in diesem Beruf sein sollten.

5. Kunstfertigkeit. Die Elfen besitzen grosse Kräfte und wissen sie klug anzuwenden. Sie sind die geschicktesten Handarbeiter von der Welt und jeder Elfe vereinigt in seiner Person die verschiedenartigsten Fertigkeiten; er ist sein eigener Weber, Schneider und Schuhmacher.

Ein Weber ward einmal Mitternachts durch ein starkes Geräusch aus seinem Schlaf aufgeweckt. Als er aus dem Bett sah, erblickte er seine Stube voll arbeitender Elfen, welche sich seines Werkzeugs ohne Umstände bedienten. Sie waren beschäftigt, einen grossen Sack der feinsten Wolle in Tuch zu verwandeln. Der eine kämmt, der andere spannt, der dritte webte, der vierte presste, und das Geräusch bei diesen verschiedenen Beschäftigungen, sowie die Ausrufungen der Elfen

verursachten den gewaltigsten Lärm. Indessen, eh' es Tag wurde, hatten sie ein Stück Tuch von mehr als funfzig Ehlen zu Stand gebracht und giengen davon, ohne dem Weber für den Gebrauch seines Geräths nur zu danken.

Ein Elfe nähte einem Bergschäfer ein Paar Schuhe in der Zeit, wo dieser eine Mehlsuppe anrührte, und ein anderer rasirte einen Bekannten mit einem Messer, nicht schärfer als eine flache Hand.

Als Baumeister haben sie nicht ihres gleichen; das beweisen schon ihre eigenen Wohnungen, denn diese sind so dauerhaft, dass sie einige tausend Jahre Wetter und Wind ausgehalten und an nichts gelitten haben, als etwa an Verstopfung des Rauchfangs.

Wunderwürdig sind die Bauten, die sie unter der Leitung des berühmten Baumeisters Michael Scott ausgeführt haben. Dieser pflegte in seiner früheren Zeit jährlich einmal nach Edinburg zu reisen und sich dort nach Arbeit umzusehen. Einstmals befand er sich mit zwei Gefährten auf dem Weg dahin, sie mussten über einen hohen Berg, wahrscheinlich einen von den Grampians, und ermüdet von dem Steigen ruhten sie oben aus. Bald aber wurden sie durch das Zischen einer grossen Schlange erschreckt, die auf sie zu schoss. Michaels beide Gefährten ergriffen die Flucht, doch er beschloss muthig Stand zu halten, und als sie ihm eben den tödtlichen Biss versetzen wollte, hieb er mit einem Streich seines Stocks das Ungeheuer in drei Stücke. Nachdem er seine erschrockenen Gesellen eingeholt hatte, setzten sie ihren Weg fort und kehrten bei anbrechender Nacht in das nächste Wirthshaus. Hier unterhielten sie sich über Michaels Abenteuer mit der Schlange, welches zufällig die Wirthin mit anhörte. Ihre Aufmerksamkeit schien erregt, und als sie vernahm, dass die Schlange weiss gewesen sei, bot sie demjenigen, der ihr das Mittelstück holen wollte, eine ansehnliche Belohnung. Da die Entfernung nicht gross war, so machte sich einer von den dreien auf, er fand noch das mittlere und das Schwanzstück, das Stück mit dem Kopf war fort und hatte sich wahrscheinlich in das benachbarte Wasser geflüchtet, um nach Art der Schlangen, die mit Menschen

gekämpft haben, sich wieder zu einem Ganzen herzustellen. (Merkwürdig genug, dass ein Mensch, der einen Biss von einer Schlange erhalten hat, unfehlbar geheilt wird, wenn er das Wasser vor der Schlange erreicht.) Die Wirthin zitterte am ganzen Leibe, als sie das Stück Schlange empfing, schien im höchsten Grade darüber erfreut und setzte ihren Gästen das Beste vor, das ihr Haus vermochte. Michael, neugierig was die Frau mit der Schlange anfangen wolle, erlitt plötzlich einen heftigen Anfall von Leibschmerzen, die nur dadurch gelindert wurden, dass er sich nah ans Feuer setzte, dessen Wärme ihm äusserst wohlthätig schien. Die Wirthin merkte von der Verstellung nicht das Geringste, und da sie dachte, dass jemand, der an solchen Schmerzen leide, nicht leicht Neugierde empfinden und ihre Töpfe untersuchen würde, so erlaubte sie ihm gerne, die ganze Nacht neben dem Feuer zuzubringen. Sobald die anderen alle zu Bett waren, machte sie sich an ihr wichtiges Geschäft und Michael hatte Gelegenheit, durch das Schlüsselloch alles genau zu beobachten. Er sah, wie sie unter Gebräuchen und Feierlichkeiten die Schlange mit geheimen Thaten in einen Topf that, welcher hierauf zu dem Feuer gebracht wurde, wo Michael lag, und bis zum Morgen kochen sollte. Ein- oder zweimal in der Nacht kam die Frau unter dem Vorwand, nach dem Kranken zu sehen und ihm eine Herzstärkung zu bringen; sie tauchte dann ihre Finger in die Pfanne mit der Brühe, worauf der Hahn auf der Stange laut krächte. Michael verwunderte sich über diesen Einfluss der Brühe auf den Hahn und konnte der Versuchung ihrem Beispiel zu folgen nicht widerstehen. Zwar kam ihm die Sache etwas verdächtig vor und er fürchtete, der Böse möchte mit im Spiele sein, doch zuletzt war seine Begierde mächtiger, als alle Vernunftgründe. Er tauchte mit dem Finger in die Brühe und berührte damit die Spitze seiner Zunge und sogleich verkündigte der Hahn das Ereignis in einem traurigen Ton. Michael empfing augenblicklich ein neues, ihm vorher völlig unbekanntes Licht und die erschrockene Wirthin hielt es für klug, ihn ganz in ihre Geheimnisse einzuweihen. Mit diesen übernatürlichen Kenntnissen ausgerüstet verliess Michael am andern Morgen das Haus.

Er brachte bald einige Tausend von des Teufels besten Arbeitsleuten in seine Gewalt, die er so geschickt in seinem Fach zu machen wusste, dass er die Bauten des ganzen Reiches übernehmen konnte. Von ihm rühren noch einige wunderbare Werke in dem Norden der Grampians, einige jener erstaunungswürdigen Brücken, die er in einer Nacht baute, während nur zwei oder drei Arbeiter dabei sichtbar waren. Einmal war ein Werk eben fertig geworden und seine Dienstleute drängten sich nach ihrer Gewohnheit um sein Haus und schrieten: Arbeit! Arbeit! Arbeit! Verdiesslich über dieses unaufhörliche Quälen, rief er ihnen spottend zu, sie sollten einen Landweg bauen von Fortrose nach Arderseir über die Meerenge von Moray. Alsbald hörte das Geschrei auf und Scott, der es für unmöglich hielt die Aufgabe zu lösen, lachte sie aus und blieb zurück. Den andern Morgen bei anbrechendem Tag gieng er hinaus ans Ufer, aber wie gross war sein Erstaunen, als er sah, dass das unerhörte Werk so weit bereits gediehen war, dass nur noch wenig Stunden zu seiner Vollendung nöthig waren. In der Ungewissheit aber, wie viel Nachtheil daraus für den Handel erwachsen würde, gab er Befehl, den grössten Theil des Werkes wieder zu zerstören, und liess nur zum Wahrzeichen und Andenken ein Stück zu Fortrose stehen, das der Reisende noch heutzutage erblickt. Die Elfen, abermals ohne Arbeit, kamen aufs neue mit ihrem Geschrei und Michael wusste mit allem Scharfsinn keine unschädliche Beschäftigung für sie aufzufinden, bis er endlich befahl: „Geht und windet mir Seile, welche mich auf den Mond bringen, und macht sie aus Mühlenschlamm und Meersand.“ Das verschaffte ihm Ruhe und wenn es an anderer Arbeit fehlte, so schickte er sie ans Seildrehen. Zwar glückte es ihnen nicht, eigentliche Seile zu Stande zu bringen, allein man sieht doch bis auf diesen Tag an dem Meer noch Spuren ihrer Arbeit. — Als Michael Scott einmal mit jemand in Streit gerieth, der ihn beleidigt hatte, so schickte er ihn zur Strafe an jenen unseligen Ort, wo der Böse mit den Seinigen haust. Der Teufel aber, ärgerlich dass Michael sich dergleichen Dinge herausnahm, zeigte dem Ankömmling die ganze Hölle, endlich auch zu seinem Trost das Lager, das er dem Michael

bereitet hatte; es war mit allen erdenklichen Arten abscheulicher Bestien angefüllt, mit Kröten, Eidechsen, Blutigel, und eine gräuliche Schlange sperrte den Rachen auf. Zufrieden mit diesem Anblick kehrte der Fremde zur Oberwelt zurück, er erzählte, was er gesehen hatte, und verhehlte auch niemand, was den Michael Scott dort unten erwarte, sobald er in die andere Welt werde hinübergegangen sein. Doch Michael verlor die Fassung nicht und erklärte, dass er den Teufel in seiner Erwartung betrügen wolle. „Wenn ich todt bin,“ sagte er, „so öffnet meine Brust und nehmt mein Herz heraus. Steckt es an einem öffentlichen Platz, wo es jedermann sehen kann, auf eine hohe Stange. Soll der Teufel meine Seele haben, so wird er in Gestalt eines schwarzen Raben kommen und sie weg-holen, soll sie aber gerettet werden, so wird sie eine weisse Taube holen; das soll Euch ein Wahrzeichen sein.“ Sie thaten bei seinem Tode, wie er verlangt hatte; ein grosser, schwarzer Rabe kam von Osten mit grosser Schnelligkeit, während mit gleicher Eile von Westen eine weisse Taube sich näherte. Der Rabe stiess wüthend nach dem Herzen, fehlte und fuhr vorbei, die Taube aber, die zu gleicher Zeit anlangte, trug es unter dem Freudengeschrei der Zuschauer fort.

6. Gute Nachbarn. Man bemüht sich, mit den Elfen, die so grosse Macht haben und dabei so launenhaft sind, in gutem Vernehmen zu stehen. Obgleich schon alles Flüssige, was auf den Boden geschüttet wird, ihnen zukommt, so bestimmen doch manche ihnen absichtlich einen Theil von dem Besten, was sie haben. Manchmal befinden sich die unterirdischen Wohnungen der Elfen in der Nähe der Menschen oder wie das Volk spricht: „unter der Thürschwelle“, und dann entsteht wohl ein Verkehr mit den Menschen durch Borgen und Leihen und andere freundliche Dienste. In dieser Eigenschaft werden sie gute Nachbarn genannt¹⁾; sie sorgen dann insgeheim für die Bedürfnisse ihrer Freunde und stehen ihnen in allen Unternehmungen bei, so lange ihre Gunstbezeugungen geheim gehalten werden.

¹⁾ Ähnlicher Rücksicht bedient sich das Volk sogar bei dem Teufel und nennt ihn „den guten Mann“

Ein Pächter in Strathspey war beschäftigt seine Ländereien zu besäen und sang dazu ein fröhliches Lied, als eine Elfin von grosser Schönheit vor ihm erschien. Sie bat ihn, ihr zu Gefallen ein altes gälisches Lied zu singen, als er das gethan hatte, verlangte sie auch ein Geschenk an Korn. Er fragte, was sie ihm dafür geben wollte? Sie antwortete, wenn er ihren Wunsch erfülle, sollte es ihm an Saat sobald nicht fehlen. Er gab ihr ein hübsches Theil aus seinem Sack und sie entfernte sich. Bald ward er angenehm überrascht, als er bemerkte, dass der Sack, nachdem er einen grossen Acker daraus besät hatte, nicht abnahm und an Grösse und Gewicht noch ebenso war, als da er der Elfin begegnete. Er besäte noch einen anderen Acker, ohne die geringste Verminderung zu spüren. Vergnügt gieng er heim, aber sein geschwätziges Weib, das eine Zunge hatte und einen leeren Kopf, wie die Glocke im Kirchthurm, hörte nicht auf, ihre Verwunderung über diese unerklärliche Natur des Sackes an den Tag zu legen, woraus die Hälfte ihrer Ländereien war besät worden. Nun ist bekannt, dass, wenn man eine übernatürliche Macht anruft, der Zauber alsbald gebrochen wird. So geschah es auch hier, der Sack ward augenblicklich leer. „Du dummes Weib!“ rief der geschlagene Mann, „hättest Du Deine verwünschte Zunge im Zaum gehalten, was der Sack wog, hätte Goldes Werth gehabt!“

Gottfried Macculloch ritt aus, als nahe bei seinem Hause ein kleiner alter Mann in Grün gekleidet auf einem weissen Klepper sich zu ihm gesellte. Sie grüssten sich und der Kleine gab ihm zu verstehen, dass er unter seinem Hause wohne und sehr über die Richtung eines Canals zu klagen habe, der sich gerade in sein bestes Zimmer ausleere. Macculloch stutzte über diese seltsame Bitte, doch da er die Natur des Wesens errieth, mit dem er es zu thun hatte, so versicherte er den alten Mann aufs freundlichste, dass der Canal eine andere Richtung erhalten sollte, und traf auch sogleich die nöthigen Anstalten. Einige Jahre hernach (1697) hatte Macculloch das Unglück, einen benachbarten Edelmann im Streit zu tödten; er wurde ergriffen und gerichtet. Das Blutgerüst, auf welchem ihm das Haupt sollte abgeschlagen werden, war schon auf Castlehill bei

Edinburg aufgebaut, aber kaum hatte er es erreicht, als jener kleine alte Mann auf seinem weissen Pferdchen wie ein Blitz durch das Gewühl der Menschen daher drang. Macculloch sprang auf sein Geheiss hinten auf, der „gute Nachbar“ spornte sein Pferd den steilen Abhang hinunter und weder er noch der Verbrecher wurden je wieder gesehen.

7. Boshafte Streiche. Durch Nothwendigkeit werden die Elfen nicht angetrieben, die Menschen heimlich und mit List zu berauben, ein inneres Gelüsten scheint sie anzureizen. Der Wirbelwind ist nicht das einzige Kunststück, dessen sie sich bedienen, etwas zu stehlen, sie nehmen ihre Zuflucht zu anderen viel verderblicheren und stiften Unglück, wie Feuersbrünste, an, um daraus Vorthail zu ziehen.

Ein Elfenweib, das in den Thürmen von Craig-ail-naic wohnte, bat eine Pächtersfrau in Delnabo um etwas Hafermehl zur Nahrung für ihre Familie mit dem Versprechen, es ihr in kurzem zurückzugeben, da sie selbst bald reichlich damit würde versehen sein. Die Frau aus Furcht erfüllte das Verlangen der Elfin, bewirthete sie der Sitte gemäss mit einem Schlückchen, Brot und Käse und gab ihr noch das Geleit. Als sie eine Anhöhe vor der Stadt hinaufstiegen, machte „die Banshi“ Halt und mit sichtbarer Freude sagt sie der Frau, sie möge ihr Mehl wieder mit heim nehmen, sie wäre nun, wie sie erwartet hätte, versehen. Die Frau, ohne die Elfin zu fragen, woher sie denn Mehl erhalten habe, nimmt vergnügt das ihrige und geht zurück. Wie erstaunt sie aber, als sie wenig Minuten darnach den Kornboden einer benachbarten Meierei in vollen Flammen erblickt!

Ein Pächter, welcher die Meierei von Auchriachan, von Strathavon inne hatte, suchte eines Tags seine Ziegen auf einem entfernten Berg in Glenlivat, als ein dicker Nebel ihm den Weg entzog und seine Sinne verwirrte. Jeder Stein war in seinen Augen gross als ein Berg, jeder kleine Bach schien in entgegengesetzter Richtung zu laufen und der arme Wanderer gab die Hoffnung auf, je wieder heim zu seinem Feuerherd zu gelangen. Beim Anbruch der Nacht setzte er sich nieder, ganz erstarrt und sein Ende erwartend, als er ein Lichtchen schimmern

sah. Seine Glieder bekamen bei dem Anblick neue Kräfte, er raffte sich auf und eilte dem Licht zu. Dabei angelangt sah er, dass es ein wilder Ort war, den ein menschlicher Fuss schwerlich schon betreten hatte, doch fasste er sich Herz und trat zu der offenen Thüre ein. Wie sank sein Muth, als er auf eine alte Bekannte stiess, deren Leiche er vor kurzem zu Grab geleitet hatte und welche hier, wie es schien, den Dienst einer Haushälterin versah. Sie sprang sogleich auf ihn zu und sagte ihm, dass es um ihn geschehen wäre, wenn er nicht in eine Ecke schlüpfte, wo er ausharren müsse, bis sich eine Gelegenheit finde zu entfliehen. Er befolgte ihren Rath, kaum war er dort versteckt, als eine unermessliche Menge Elfen hereintrat, die von einer wichtigen Unternehmung sehr hungrig waren und nach Speise schrieten. „Was haben wir zu essen?“ fragten sie. Da sagte ein alter, klug aussehender Elfe, der beim Feuer sass: Ihr alle kennt und verabscheut den alten elenden Burschen zu Auchriachan, lumpig und geizig wie er ist, lässt er uns nichts zufließen und entzieht uns sogar, was uns gebührt. Von seiner alten Grossmutter, der Hexe, hat er gelernt alles einzusegnen und in Schutz zu stellen und wir können nicht einmal Nachlese auf seinen Feldern halten, geschweige zu der Frucht selbst gelangen. Diese Nacht ist er nicht zu Hans, weil er seine Ziegen sucht, Eure guten Bekannte“; (denn die Ziegen sollen in gutem Vernehmen mit den Elfen stehen und mehr wissen, als man dem Anschein nach glauben sollte) „seine nachlässigen Hausleute haben an die Sicherheitsmittel nicht gedacht, und wir können jetzt über all sein Eigenthum schalten und walten; kommt, lasst uns sein Lieblingsrind zu unserm Abendessen holen!“ „Wohlan,“ riefen alle einstimmig, „Thomas Rymer hat Recht, der Pächter von Auchriachan ist ein erbärmlicher Wicht, wir holen sein Rind!“ „Aber wo nehmen wir Brot her?“ sagte ein anderer grauhaariger Elfe. „Wir nehmen auch sein frischgebackenes Brot,“ sagte der kluge Rathgeber, „er ist ein elender alter Bursche, und sein Weib hat vergessen das Kreuz über den ersten Laib zu machen.“ Das alles hörte der arme Mann in der Ecke und hatte noch den Verdross, mit anzusehen, wie sein Rind hereingeführt und geschlachtet wurde. Während

alle sich mit Zubereitung des Fleisches beschäftigten, hatte die Alte Gelegenheit, ihn zu befreien. Als er herauskam, war der Nebel verschwunden, die Steine hatten ihre gewöhnliche Grösse und der Mond schien so silberhell, dass er ohne Schwierigkeit den Weg nach Haus fand. Seine Familie empfing ihn mit grosser Freude und die Frau, die glaubte, er würde hungrig sein, brachte Milch und frischgebackenes Brot und lud ihn ein, es sich schmecken zu lassen, doch er liess es stehen, denn er wusste, dass das Brot kein wahres Brot war, nur ein abscheulicher Trug. Er fragte nach seinem Rind und ob man es wie gewöhnlich vor böser Gewalt gesichert habe? „Ach nein, mein Vater, aus grosser Sorge über Euch habe ich es vergessen.“ „Ach!“ rief der arme Mann, „mein liebstes Rind ist verloren!“ „Wie?“ sagte der Sohn, „ich sah es noch vor zwei Stunden.“ „Das war nichts als ein trügerischer Balg von den Elfen, bring es schnell her, damit ich es wegschaffe.“ Und unter den heftigsten Ausdrücken gegen die boshaften Betrüger führte er einen so kräftigen Streich gegen des Rindes Stirne, dass es zu Boden fiel. Es lag zusammt dem Brot und weder Hund noch Katze mochten es anrühren.

8. Wechselbälge. Zu den bösen Gelüsten der Elfen gehört auch die Neigung, Kinder zu stehlen, wobei sie eine besondere Geschicklichkeit bezeigen. Oft haben sie einer unerfahrenen Mutter ihr liebes Kind am hellen Tag weggenommen und einen Wechselbalg an seine Stelle gelegt, dessen lügenhafte Krankheit und Tod die Last der armen Eltern noch schwerer machte. Aber auch dem Vater, der sein Kind mit aufs Pferd genommen hatte, haben sie es vom Arm weg gestohlen.

Zwei Männer von Strathspey pflegten eine Familie in Glenlivet wegen eines Nachts am sichersten zu treibenden Verkehrs mit gebranntem Wasser zu besuchen. Einmal als sie eben mit Zumessen in dem Hause dort beschäftigt waren, stiess das kleine Kind, das in der Wiege lag, einen heftigen Schrei aus, als wenn es ein Schuss getroffen hätte. Die Hausfrau schlug sogleich das Kreuz über das Kind und hob es aus der Wiege, die beiden Männer hatten aber nicht weiter Acht darauf, und als ihr Geschäft zu Ende war, machten sie sich mit ihrer La-

dung auf den Weg. In geringer Entfernung von dem Haus waren sie nicht wenig verwundert, ein kleines Kind ganz allein auf der Landstrasse zu finden. Einer von ihnen nahm es auf den Arm, alsbald hörte es auf zu schreien und schlang mit grosser Zärtlichkeit seine Ärmchen ihm um den Hals und lachte. Als sie es genauer betrachteten, erkannten sie das Kind ihres Freundes und hatten gleich Verdacht auf die Elfen, zumal sie sich des ausgestossenen Schreis erinnerten. Sie hatten das rechte Kind entwendet und einen Wechselbalg an seine Stelle gelegt, aber als die Mutter ein Kreuz schlug, wurde jenes von der Gewalt der Elfen befreit, welche es alsbald verlassen mussten. Da beider Männer Zeit beschränkt war und sie nicht sogleich wieder umkehren konnten, um die geheimnisvolle Begebenheit aufzuklären, so setzten sie ihre Reise fort, sorgten aber bestens für den kleinen Findling. Vierzehn Tage nachher führten Geschäfte sie wieder nach Glenlivat, sie nahmen das Kind mit, verbargen es aber bei ihrer Ankunft. Die Hausfrau fieng sogleich an über die hartnäckige Krankheit ihres Kindes zu klagen, womit es seit ihres vorigen Besuches behaftet sei, und die seinen Tod gewiss zur Folge haben würde. Während dieser Klagen stiess der Wechselbalg das erbärmlichste Geschrei aus, als hätten seine Schmerzen den höchsten Grad erreicht. Die Fremden hiessen die Mutter gutes Muthes sein und sagten, sie solle das rechte Kind wieder haben, frisch und gesund wie der Fisch im Wasser, das andere sei nichts als ein Wechselbalg. Die Mutter nahm ihr rechtes Kind mit Freuden in Empfang und die Fremden liessen ein Bund Stroh anzünden, um den Wechselbalg hinein zu werfen, welcher aber bei diesem Anblick durch den Rauchfang forteilte.

Will eine Mutter ihr Kind vor den Elfen sichern, so ist es gut, den Kopf desselben herunter hangen zu lassen, wenn sie es Morgens ankleidet. Ein rother Faden um den Hals geknüpft oder ein Kreuz schützt gleichfalls. Ist das Kind wirklich schon mit einem Wechselbalg vertauscht, so kann sie es auf folgende Art wiedererhalten. Der Wechselbalg wird da, wo drei Länder oder drei Flüsse zusammenstossen, hingelegt und zwar, ehe die Nacht einbricht, in der Nacht bringen dann die Elfen das ge-

stohlene rechte Kind, legen es hin und nehmen das falsche mit fort.

An der Ostküste von Schottland hat man einen besonderen Gebrauch, die Gefahr abzuwenden. Im März bei zunehmendem Mond werden Zweige von Eichen und Epheu abgeschnitten und davon Kränze geflochten, die man bis zum nächsten Herbst aufbewahrt. Wenn hernach jemand abmagert oder zusammenfällt, so lässt man es dreimal durch diesen Kranz gehen.

Aber die Elfen streben auch nach Frauen, die der Geburt eines Kindes entgegensehen, und ebenso wie bei dem Diebstahl der Kinder, schieben sie ein falsches und lügenhaftes Wesen unter.

Zu Glenbrown im Kirchspiel Abernethy lebte Johann Roy, ein muthiger Mann. Eines Abends gieng er über die Berge und gerieth in einen Haufen Elfen, deren Art zu reisen schon anzeigte, dass sie jemand mit sich führten. Er erinnerte sich daran, dass ihm gesagt war, die Elfen müssten für eine wenn auch geringere zum Tausch dargebotene Gegengabe das, was sie hätten, loslassen. Johann Roy nahm seine Mütze ab, warf sie unter sie und rief: „Das Meine ist Euer, das Eurige mein!“ worauf die Elfen genöthigt waren, die Mütze zu nehmen und ihren Raub aufzugeben, welcher in nichts anderem bestand, als einer schönen Frau, ihrer Tracht und Sprache nach von sächsischer Abkunft. Mit vieler Freundlichkeit führte sie Johann Roy in sein Haus, wo sie sieben Jahre lang mit der grössten Aufmerksamkeit behandelt wurde. Sie gewöhnte sich nach und nach an ihren neuen Zustand und ward als ein Theil der Familie behandelt. Es ereignete sich, dass „der neue König“ die grosse Landstrasse in dieser Gegend durch Soldaten anlegen liess. Johann Roy vergass seinen Widerwillen gegen „einen Sachsen“ und bot einem Hauptmann und seinem Sohn, welche eine Abtheilung in der Nähe arbeitender Leute befehligten, bei sich ein Unterkommen an, das sonst schwer wäre zu finden gewesen. Beide, Gäste und Wirth, waren bald sehr mit einander zufrieden; nur war diesem unangenehm, dass jene seinen englischen Findling immer so aufmerksam betrachteten. Einmal sagte der Vater zu seinem Sohn: „Mir fällt die Ähnlichkeit

dieser Frau mit meiner verstorbenen Gattin auf, zwei Schwestern können einander nicht mehr gleichen, und wäre es nicht ganz unmöglich, so würde ich sagen, dies sei meine liebe verstorbene Frau!“ und nannte ihren Namen. Die Frau, aufmerksam auf ihr Gespräch, als sie ihren wahren Namen nennep hört, erkennt Gatten und Sohn und fällt ihnen um den Hals. Die Elfen, die den Shian von Coirlaggack bewohnen, hatten eine Fahrt in das südliche England unternommen und sich kein Gewissen daraus gemacht, die Frau bei ihrer Entbindung zu stehlen. Eine falsche Gestalt ward an ihre Stelle gelegt, welche wenige Tage darnach starb und die der Mann, in der vollen Überzeugung, dass es die wahre Frau sei, begraben liess.

9. Elfenkeil, Waffen und Geräthe. Die schändlichste Handlung der Elfen besteht aber darin, dass sie Menschen und Thiere mit einem Zaubergeschoss tödten, gewöhnlich Elfenkeil (Elfbolt) genannt. Diese Keile sind verschiedener Grösse, hart und (gelblich), dem Feuerstein einigermaßen ähnlich, den sie allenfalls ersetzen könnten. Der Keil hat häufig die Form eines Herzens, dessen Ränder scharf gezahnt sind, gleich einer Säge. Diese tödtliche Waffe werfen die Elfen nach Menschen und Thieren mit solcher Sicherheit, dass sie selten ihr Ziel verfehlen, und wen sie einmal damit berühren, der ist verloren. So gross ist die Gewalt, womit er trifft, dass, so wie er seinen Gegenstand berührt, er auch augenblicklich ihm das Herz durchbohrt, und eh man ein Auge zuthut, liegt schon der Mensch oder das Thier todt und kalt auf der Erde. Und seltsam genug, ein gewöhnlicher Mensch ist nicht im Stand, die Wunde zu finden, wo er nicht die Kraft besitzt, die einige weise Leute fähig macht, dem Weg, den der Pfeil genommen hat, nachzuspüren und ihn in dem todtten Körper zu entdecken. Hat man ihn gefunden, so muss man ihn sorgfältig bewahren, denn wer ihn besitzt, ist gegen einen solchen Tod gesichert.

Die rohen Streitäxte von Metall, welche man findet, haben Elfen verfertigt, die man in den Abgründen und Felsenhöhlen hämmern hört. Die durchbohrten und abgerundeten Steine, die sich durch Reibung in den Flussbetten bilden, sind Becher und Schüsseln der Elfen.

Manchmal schneidet der Wetterstrahl mit besonderer Regelmässigkeit Stücke Rasen aus dem Boden, diese, glaubt man, hätten die Elfen herausgehoben.

10. Der Elfstier. In den schönen Herbsttagen, wenn die Felder abgeerntet sind und eine Anzahl Vieh aus verschiedenen Meiereien zusammengebracht wird, so rennen die Thiere oft wie toll herum und brüllen, obgleich keine Veranlassung dieser Unordnung zu sehen ist. Blickt man aber durch ein Elfenastloch oder durch die Öffnung, die ein Elfenkeil durch die Haut eines von dem Elfenschuss getroffenen Thieres gemacht hat, so kann man den Elfstier sehen, der sich mit dem stärksten Stier in der Herde stösst; doch man sieht hernach mit dem Auge nie wieder und mancher hat auf diese Art sein Gesicht verloren. Der Elfstier ist klein in Vergleich mit dem natürlichen, mausefarbig, hat gestutzte Ohren, kurze korkartige Hörner, kurze Beine, aber einen langen, geschwungenen Leib gleich einem wilden Thier; sein Haar ist kurz, glatt und glänzend, wie bei einer Otter. Dabei ist er übernatürlich muthig und stark. Er zeigt sich zumeist an den Ufern der Flüsse und frisst gern in der Nacht grünes Korn.

Ein Pächter, der bei einem Fluss wohnte, hatte eine Kuh, die niemals einen natürlichen Stier zuliess, aber jedes Jahr an einem bestimmten Tage im Mai regelmässig von der Weide sich entfernte und langsam an den Ufern des Flusses wandelte, bis sie einer kleinen mit Gebüsch bewachsenen Insel gegenüber war, dann gieng sie in den Fluss, watete oder schwamm zu der Insel, blieb dort eine Zeit lang und kam dann wieder auf die Weide zurück. Dies dauerte mehrere Jahre, und jedesmal zu der gewöhnlichen Zeit warf sie ein Kalb, welches vollkommen *) dem Elfstier glich. Um Martini, an

*) [Von diesem Wort an ist das Manuscript Wilhelm Grimms auf 34 $\frac{1}{2}$ Seiten in Brieffolio erhalten, die ersten 26 Seiten sowie das Blatt mit S. 47. 48 (hier S. 467 „ihm sein Gesell“ bis S. 469 „dänischen Lieder“) sind verloren. Ferner sind 15 Seiten in etwas kleinerem Format von Jacob Grimm mit den Überschriften „Von den Elfen insgemein“ d. h. über den Namen und „Hauptzüge in dem Charakter der Elfen“ vorhanden. Von diesen Beiträgen hat Wilhelm den ersten Abschnitt über den Namen ganz, mit einigen Kürzungen und Umstellungen, die zweite Hälfte mehr oder weniger überarbeitet in sein

einem Vormittag, als das Korn unter Dach und abgemessen war, sass der Pächter beim Feuer und es war die Rede von dem, was zu Weihnachten sollte geschlachtet werden. Er sagte: „Die Kuh soll daran, sie ist wohlgenährt und hat im Pflug gute Dienste geleistet, die Ställe mit schönen Stieren angefüllt, wir wollen ihre alten Knochen jetzt abnagen.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so drang die Kuh mit ihren Jungen durch die Wände, als wenn sie aus braunem Papier beständen, gieng um den Misthaufen herum, brüllte ein jedes ihrer Kälber an und dann trabte sie hinaus, die Jungen hinter ihr drein in einer Reihe nach ihrem Alter, dem Ufer zu, wo sie ins Wasser giengen, die Insel erreichten und in dem Gebüsch verschwanden. Man hörte noch sah je etwas von ihnen.

11. Meerelfen. An der Nordküste von Schottland lebte ein Mann, der sich mit dem Fischfang abgab und vorzugsweise jene seltsamen Geschöpfe fieng, die man Seehunde nennt, deren Häute ihm gut bezahlt wurden. Aber die meisten sind nicht Hund oder Fisch, sondern ganz eigentlich Elfen. Eines Tages, als der Fischer von seinem Gewerbe heim kam, wurde er von einem Manne angerufen, der ihm fremd vorkam und sagte, er sei von jemand abgeschickt, der mit ihm einen Handel über eine Anzahl Seehundsfelle schliessen wolle, dass er ihn aber sogleich zu dieser Person begleiten müsse. Der Fischer, erfreut über die Aussicht auf einen guten Handel, willigt ein und beide besteigen zwei dem Fremden zugehörige Pferde und reiten so geschwind, dass der Wind, der ihnen vom Rücken her kommt, wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegung ins Gesicht zu blasen scheint. Als sie bei einem furchtbaren in die See hinein ragenden Abhang angelangt sind, sagt der Führer, sie wären jetzt an dem Ort ihrer Bestimmung, ergreift den Fischer mit übernatürlicher Kraft und stürzt sich mit ihm gerade ins Meer hinein. Sie sinken und sinken, bis sie endlich auf dem Grund zu einer offenen Thüre gelangen, durch welche sie in

Manuscript aufgenommen. Jacob hat sodann im Ausdruck einzelnes geändert, Nachträge hinzugeschrieben und den ganzen sechzehnten Abschnitt über Hexen und Unholde zum Schluss angefügt. Sein Antheil ist hier, soweit er sich genau bestimmen lässt, durch cursiven Druck hervorgehoben.]

eine Reihe von Gemächern treten, alle mit Seehunden angefüllt, die aber sprechen und menschliche Empfindung zeigen; zuletzt bemerkt der Fischer zu seinem höchsten Erstaunen, dass er selbst, ohne es zu wissen, in einen Seehund verwandelt worden ist. Sein Führer zog ein ungeheures Messer hervor, und er glaubte, sein Ende sei gekommen, aber jener beruhigte ihn und fragte, ob er das Messer nicht mehr gesehen habe? Er erkannte sein eigenes, womit er heute einen Seehund getroffen hatte, welcher ihm entwischt war. „Dies war mein Vater,“ sagte der Führer, „er liegt gefährlich darnieder und kann ohne Deine Hülfe nicht genesen.“ Er führte den vor Angst zitternden Fischer zu dem Kranken, der in grossen Schmerzen auf dem Bette lag; der Fischer musste mit eigener Hand die Wunde verbinden, worauf er unmittelbar hergestellt wurde und von seinem Lager aufstand. Die Trauer verwandelte sich in allgemeine Lust und Freude. Der Führer sagte zu dem Fischer: „Ich will Dich selbst zu den Deinigen zurückbringen, nur musst Du geloben, Dein Lebtage keinen Seehund mehr zu tödten.“ Beide schwammen wieder aufwärts, bis sie die Oberfläche des Meeres erreichten und bei dem Platz landeten, wo die Pferde schon bereit standen. Der Führer hauchte den Fischer an, und sie erhielten beide die menschliche Gestalt. Bei seiner Hausthüre empfing den Fischer ein so grosses Geschenk, dass er es nicht zu bedauern brauchte, seinem Handwerk entsagt zu haben.

12. Der Brownie. Er spricht niemals von seiner Abkunft, doch scheint er, im Ganzen betrachtet, zu den Elfen zu gehören. Er ist von Gestalt nicht so schlank, aber wohlgewachsen und artig, dagegen ihn andere als mager und zottig schildern. Den Namen hat er von seiner besonders braunen Farbe. Er ist arbeitsam, auf den Vortheil seines Herrn bedacht und immer zur Hand, nach einigen Tag und Nacht, nach anderen liegt er bei Tag in seinem Winkel versteckt und arbeitet bei Nacht. Alles thut er für magere Kost und zuweilen ein abgelegtes Kleidungsstück; ja er pflegt bei jeder anderen Belohnung zu verschwinden. Ein so wohlfeiler und nützlicher Diener ist also sehr schätzenswerth, aber durch Geld nicht zu erkaufen. Er bleibt bei einer Familie, so lange noch ein Glied

von ihr lebt, und ist daher das Erbstück eines alten und geehrten Stammes. Neben beispielloser Treue wacht er unermüdetlich für den Vortheil des Herrn und fördert ihn; und seine Dienste werden noch durch die Gabe, die Zukunft voraus zu verkündigen, erhöht. Über die Hausleute hält er genaue Aufsicht und berichtet ihre guten und bösen Handlungen, weshalb er auch selten in gutem Vernehmen mit ihnen steht; wird er ihrer Gunst überlassen, so erhält seine Treue aller Wahrscheinlichkeit nach keine sonderliche Belohnung. Will der Herr aber für seinen Vortheil sorgen, so muss er zusehen, dass der Brownie ordentlich Essen und Trinken erhält. Er streckt sich gerne nächtlich ans Feuer, und wenn das Gesinde zu lange bei dem Küchenherd aufbleibt, so fürchtet er um seinen Platz zu kommen und erscheint manchmal an der Thüre, als müsse er darauf sehen, dass sie zu rechter Zeit sich niederlegen, und ermahnt sie: „Geht zu Bette und verwahrt das Feuer!“

Eine Familie hatte einen Brownie, und als die Hausfrau in Kindesnöthen sich befand und der Knecht schnell nach Jedburg reiten und die Wehemutter holen sollte, aber sich nicht sehr beeilte, so schlüpfte der Brownie in den Überrock des Zaudernden, ritt auf dem besten Pferd des Herrn nach der Stadt und nahm die Frau hinter sich. Während der Zeit war die Tweed, durch welche sie nothwendig setzen mussten, angeschwollen; der Brownie, schnell wie ein Geist reitend, liess sich nicht aufhalten. Er stürzte sich sammt der erschrockenen alten Frau ins Wasser und kam glücklich mit ihr zu Haus an, wo man ihren Beistand erwartete. Nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, wo man es nachher in einem traurigen Zustande fand, gieng er in die Kammer des Knechts, und da dieser gerade im Begriff war, seine Stiefel anzuziehen, so versetzte er ihm ein Paar tüchtige Hiebe mit seiner eigenen Peitsche. Ein so ausgezeichnete Dienst erregte die Dankbarkeit des Hausherrn, und da er glaubte verstanden zu haben, dass der Brownie sich einen grünen Rock wünsche, so gab er Befehl, einen solchen zu verfertigen und ihn an seinen Aufenthaltsort zu legen. Der Brownie nahm das Geschenk, war aber von dem Augenblick an nicht mehr zu sehen. Vielleicht begab er sich in seinem grünen Kleide zu den Elfen.

Der letzte Brownie, der im Wald von Ettrick bekannt war, wohnte in Bodsbeck, einem wilden und einsamen Grund, wo er ungestört lebte, bis die ängstliche Frömmigkeit einer alten Frau ihn auszuwandern nöthigte, indem sie in seine Wohnung eine Schüssel mit Milch stellte und ein Stück Geld dabei legte. Nach diesem Wink, sich zu entfernen, hörte man ihn die ganze Nacht heulen und schreien: „Leb wohl, du liebes Bodsbeck!“ welches er auf immer verlassen musste.

Ehedem gehörte zu jeder ansehnlichen Familie ein Brownie, jetzt sind sie seltener geworden, die beiden letzten, die man in den Hochlanden gekannt hat, waren der alten Familie von Tullochgorm in Strathspey zugehörig. Es war Mann und Frau. Der Mann von heiterer, lustiger Gemüthsart neckte oft die Leute; er war besonders darauf aus, nach den Vorübergehenden mit einem Klumpen Erde zu werfen, weshalb er den Namen Brownie-Clod erhielt. Gleichwohl war er bei aller guter Laune ziemlich einfältig und wurde von denen hinters Licht geführt, welchen er mitzuspielen gedachte. Das beste Beispiel ist ein Vertrag, den er mit den Knechten vom Tullochgorm einfältigerweise abschloss, worin er sich verbindlich machte, allein so viel Korn zu dreschen, als zwei Männer in einem ganzen Winter vermögen, wofür er einen alten Rock und eine Kappe von Kilmarnock, an welcher er grossen Gefallen zu haben schien, erhalten sollte. Während die Knechte sich aufs Stroh legten und faulenzten, drasch der arme Brownie unaufhörlich. Kurz ehe der Vertrag zu Ende gieng, legten die Bursche aus Dankbarkeit und Mitleiden den Rock und die Kappe in ein Kornmass in die Scheune. Augenblicklich hörte er auf zu arbeiten und sagte höhnisch, da sie so einfältig gewesen wären und Rock und Kappe vor Beendigung der Arbeit gegeben hätten, so würde er sich hüten, noch eine einzige Garbe zu dreschen. — Die Frau dagegen, statt das Gelächter der Mägde zu sein, mit welchen sie arbeitete, war eine Art Gebieterin über sie. Sie stand selten in gutem Vernehmen mit ihnen wegen der Treue, womit sie der Herrschaft jede Vernachlässigung der Pflicht anzeigte. Sie hatte einen grossen Überfluss von Haaren auf dem Kopf, weshalb sie die haarige Mag (Maug Vuluchd)

hiess. Sie war eine rechtschaffene und treffliche Haushälterin und besonders geschickt bei Tisch aufzuwarten. Die Sorgfalt, womit sie immer unsichtbar den Tisch deckte, war für Fremde ein unterhaltender Anblick: das Verlangte kam wie durch die Luft geschwommen und setzte sich mit der grössten Geschwindigkeit und Geschicklichkeit auf die Tafel; und an Reinlichkeit und Aufmerksamkeit war ihres Gleichen nicht im ganzen Land.

ÜBER DAS WESEN DER ELFEN.

Die schottischen Sagen enthalten den Glauben an ein die ganze Natur unsichtbar erfüllendes, mit den Menschen nah verbundenes Geisterreich am vollständigsten und verdienten daher eine solche abgesonderte Darstellung, bei welcher wir die zugänglichen Quellen sämmtlich zu Rath gezogen haben. Was gegenwärtiges Buch in Beziehung auf Irland Neues gewährt, davon schien die vorangestellte Übersicht für den Gebrauch desselben nützlich. Die Überlieferungen anderer Länder sind, so weit wir sie kennen, im Ganzen lückenhafter, wenn auch im Einzelnen manchmal ausführlicher; auf diese Weise fortzufahren und jedes Volk für sich zu behandeln, würde zwar eigene Vortheile darbieten, die vielfache und doch nothwendige Wiederholung aber mehr Raum wegnehmen, als wir dieser Einleitung gestatten dürfen. Zweckmässiger schien es daher, Hauptpunkte herauszuheben und bei Betrachtung derselben das Eigenthümliche anderer Völker, so wie das Bedeutende der Übereinstimmung *und das hoch hinaufreichende Alterthum des Ganzen* anzumerken.

Der Weg, den wir dabei gehen, ist von dem verschiedenen, den Walter Scott in der obengenannten ihres Inhalts wegen ohne Zweifel schätzbaren Abhandlung eingeschlagen hat. Er sucht auf eine, wie es uns dünkt, gewagte, in blossen Voraussetzungen gegründete Art verschiedene, angeblich historisch gebildete Bestandtheile dieses Geisterglaubens zu entdecken, die ihm seine gegenwärtige im Abwelken begriffene Gestalt sollen gegeben haben. Dagegen ist unsere Absicht, ihn darzustellen wie etwas, das, so lange es fortgedauert hat, ein aus lebendiger Mitte entsprungenes und in seinen Bestandtheilen gegenseitig

sich ergreifendes Ganzes muss gewesen sein. Indem wir keine Zeit vermischen, im Gegentheil jede sondern und den grossen Einfluss des Christenthums auf Veränderung desselben nachzuweisen bemüht sind, glauben wir der historischen Untersuchung ihr Recht zu erhalten. Die frühesten Spuren von dem Dasein der Elfen aufzusuchen, lag mithin in unserm Zweck, sie haben den noch lebenden Glauben bestätigt, selbst erklärt oder von ihm Licht empfangen.

Litteratur. (Deutschland.) Unsere Sammlung deutscher Sagen, wovon der erste Band Berlin 1816 eine Menge hierher gehöriger Überlieferungen enthält; sodann die Hausmärchen, zweite Aufl. Berlin 1819. — (Dänemark.) Danske Folkesagn. Samlede af J. M. Thiele. 1—3. B. Kjöbenh. 1818—1820. Danske Viser fra Middelalderen. 1. Bd Kjöbenh. 1812. Junge den nordsjällandske Landalmues Charakter. Kjöbenh. 1798. — R. Nyerup Overtro hos den danske Almue. In dem Wochenblatt: Dagen 1822. Stück 291—294. 297. 299. — (Schweden.) Svenska Folk-Wisor utgifne af Geyer och Afzelius. I—III. B. Stockh. 1814—1816, besonders B. III, 114—174. E. M. Arndt Reise durch Schweden III, 8—18. — (Norwegen.) Hans Strøm Beskrivelse over Søndmør i Norge. Første Part. Sorøe 1762. S. 537—541. — (Island.) Finni Johannaeci historia ecclesiastica Island. II, 368. — (Färöer.) Beskrivelse over Färöerne af Jørgen Landt. Kjöbenh. 1800. S. 44—46. — (Wales.) The cambrian popular antiquities by Peter Roberts. London 1815. Cap. 24. — (Insel Man.) Waldron Works. — (Shetländ. Inseln). A description of the Shetland Island by S. Hibbert. Lond. 1821. — (Alt Preussen.) Lucas David Preuss. Chronik herausgegeben von Ernst Hennig. Königsb. 1812. I, 126—132.

I. NAME.

Das das Wort Elfe den allgemeinsten Ausdruck unserer Sprache für jene geisterhaften Wesen enthalte, geht aus der Betrachtung jeder einzelnen deutschen Mundart hervor. Erst später sind einschränkende Bestimmungen hinzugetreten oder die Benennung hat sich verloren.

1) *Der hochdeutschen Sprache gebührt die Form alp, welches einfache Wort zwar in keinem einzigen alten Denkmal vor dem 13. Jahrhundert anzutreffen ist, unstreitig bloss, weil es an Veranlassung fehlte, eines heidnischen, von den Schriftgelehrten verachteten Begriffs Meldung zu thun. Der Ausdruck muss aber von uralter Zeit her gäng und gäbe gewesen sein. Eine Menge männlicher und weiblicher Eigennamen sind mit ihm gebildet und zusammengesetzt: Alpine, Alpirih, Alpköz, Alpkast, Alphart, Alpkér, Alpwin, Alphári, Alptac, Alphült, Alplint, Alploug, Alpsuint, Westralp, woraus zugleich erhellt, dass man sich dabei nichts Böses noch Gehässiges dachte.*

Die mittelhochdeutschen Dichter bedienen sich des Ausdrucks hin und wieder, wengleich im Ganzen selten. Gewöhnlich steht die männliche Form. In dem alten Meistergesangbuch 37b ruft ein Dichter Gott an: got unde niht alp! Gott, kein Truggeist! Ungewiss ist im Parc. 46a [190, 22] zer wilder albe klüsen, welches zwar heissen kann: zur Klause wilder Geister, aber auch zur wilden Alpklaus, Bergklause (vgl. Barl. 194. gein den wilden alben und Parc. 62a [261, 28D] zer wilden muntâne). Deutlicher gehen folgende Stellen auf den Geist.

Ein fahrender Schüler (Altd. Wäld. II, 55) nennt ein Mittel: guot für den alp. Die meisten Anspielungen stehen in dem noch ungedruckten Gedichte Ruodigers von zwein Gesellen (Königsberg. Handschr.) 12a

dich hat geriten der mar,
 ein elbischez ás.
 dü solt daz übele getwás
 mit dem kriuze vertriben;
 set, daz hát man von iu wiben,
 swenne uns manne iht geschehe,
 daz ir immer dez jehet:
 uns triege der alp.

und gleich darauf:

dir enhát nieman niht getân
 wan so vil, daz dich zoumet
 ein alp, dâvon dir troumet;
 der var der sunnen haz!

Die letzte Zeile ist eine auch sonst gebrauchte Verwünschungsformel. Und 14b:

- in bedühte daz er vlüge,
 oder daz in lihte trüge
 ein alp in sine troume.
 14c ez gezäme michel baz,
 daz dü mit zühten läges
 unt solher rouwe pfläges,
 als ûf dem beite wære
 den elbischir gebäre.

In der letzten Zeile steckt ein Fehler, vielleicht ist zu lesen: dem elbischen gebäre und das voraus gehende ûf der beite scheint zu bedeuten: etwas erwarten, einem Ding auf der Lauer sein.

Ferner 16d:

- ich sehe wol, daz dü elbisch bist;
 17a: ein elbische ungehiure!
 sprach sie, dü sîst verwâzen!

d. i. verflucht seist du, du elbisches Ungeheuer!

- 18a: nû sagâ mir, elbischez getwâs,
 vil rehte dinen namen.

In einem anderen Gedicht (Altes Meistergesangbuch 2b):

- elbe triegent niht so vil junge
 und alte, alsô es mich tout.

Herbort (trojan. Krieg 84c) redet von elbischem viure (Irrlichtern?); statt der alp scheint er aber das Neutrum daz alp oder elbe Pl. diu elber zu brauchen (daselbst 5d):

- diu elber triegent mich

und 6a

- unreinez getwâs!

wie man schon früher neben dem männlichen der tiuvel auch daz tiuvel, Pl. diu tiuveler (althochdeutsch diufilir Otfr. III. 14, 103) sagte. Sonst wird der christliche, männlich gedachte Teufel in der altdeutschen Sprache gern weiblich, weil unserm Volksglauben der Begriff Unholdin, Hexe geläufiger war, als der des bösen Feindes und Zauberers. Ulfilas sagt lieber unholtô als unhultha und in althochd. Denkmälern (hymn. XXIV, 3. gloss. Ker. 85) wird diabolus statt durch das Masc. unholdo durch das Fem. unholdâ übersetzt. Deutsche Märchen legen dem Teufel wenigstens seine Grossmutter bei, und der böse Geist Grendel im angelsächsischen Gedicht hat seine noch ärgere Mutter zur Seite. Desto weniger kann befremden, dass zuweilen das Fem. diu alp, Gen. der elbe vorkommt. Heinrich von Morunge singt (M. S. I. 50b) [Minnesangs Frühling 126, 8. 9]:

von der elbe wirt entsehen vil maniger man,
alsô wart ich von grôzer liebe entsehen,

d. h. von der Alb wird es manchen Leuten angethan, so ist es mir angethan worden von der Liebe. Die Bedeutung von entsehen bestätigt folgende Stelle aus dem ungedruckten Eraclius Z. 3329–35.

ich sâge iu guotiu mâre,
sprach diu alte, do sie sie ersach,
iuwers kindes ungemach
kan ich wol vertriben,
hie geredet under uns wiben,
ich hân in gesegent, er was entsehen,
im sol arges niht geschehen.

Neben dieser beschränkten Bedeutung von nächtlichem, die Menschen reitendem Gespenst mag noch die ältere und ursprünglich allgemeinere für Geist überhaupt bestanden haben, wie sich theils aus dem Elberich der Nibelungen und des Heldenbuchs, theils aus einer Stelle in der Verdeutschung der ovidischen Metamorphosen (Buch V, Cap. 9) folgern lässt, wo der Ausdruck die Elben und Elbinnen vorkommt. Wahrscheinlich hat ihn Wikram in dem durch ihn umgearbeiteten Werke Albrechts von Halberstadt bereits vorgefunden.

Heutzutage dauert in Deutschland bloss der Aberglaube von dem Reiten und Drücken des Alps mit dem alten Namen fort; was sonst von den Geistern zu erzählen ist, wird den Zwergen, Wichteln zugeschrieben, nicht den Elben, wiewohl dieser Ausdruck selbst noch in den späteren Hexenprocessen mitunter gebraucht zu werden scheint¹⁾. Der unhochdeutschen, nie unter dem Volk gebräuchlichen Wortform Elfen hätten wir uns enthalten, wenn sie nicht von den Dichtern des vorigen Jahrhunderts in Übersetzungen aus dem Englischen, ohne die Eigenheit unserer Mundart zu beachten, angenommen und nun einmal eingeführt worden wäre.

2) Aus der deutschen Sprache haben auch die Franzosen das Wort Alb für Geist überkommen, sie verwandelten es aber nach ihrem Organ in Aube, nämlich so muss der in einer altfranzösischen Volkssage auftretende Auberon, später Oberon, verstanden werden. Er entspricht etwa unserem Elberich und hat

¹⁾ vgl. Pomarius colleg. synopt. phys. disp. 13. sent. 23. 24. 26. und Prätorius Weltbeschreib. I, 181. 182.

ganz das Wesen der gutmüthigen Elfen. Aus dieser altfranzösischen Quelle haben die englischen Dichter ihren Elfenkönig Oberon geschöpft, den sie schicklicher in einen *Elfric* übersetzt haben würden, da Ob nichts anderes als das englische *Elf* bedeutet.

3) In angelsächsischen Denkmälern begegnet sowohl das einfache *älf* als die Zusammensetzungen *älfric*, *älfred* usw. Fürs Fem. gilt *älfen* Gen. *älfenne*. Über die ältere, weitere Bedeutung kann kein Zweifel sein; *mägälf* und *älfscīne* werden in den Dichtungen auch als Epitheta von Menschen gebraucht (Cädm. 40. 58. Beov. 194. Iud. 9.). Sagen selbst scheinen nicht erhalten. In den Handschriften finden sich wohl die Ausdrücke *dūnälfenne* (*monticolae*, *castalides*), *feldälfenne* (*mōides*, *hamadryades*), *montälfenne* (*oreades*), *saeälfenne* (*najades*), *vudälfenne* (*dryades*), die jedoch mehr zur Übersetzung der griechischen Wörter gebildet scheinen, als uns Unterscheidungen einheimischer Geister lehren. — Spätere altenglische Dichter enthalten dafür genug Beispiele von lebendiger Fortdauer des Wortes und der Sache. Es wird hinreichen ihrer einige aus den *Canterbury tales* hier folgen zu lassen.

5174. the moutther was an elve by aventure
ycome by charmes or by soereerie.

6442. the elfquene with here joly compaignie
danced ful oft in many a grene mede,
this was the old opinion, as I rede,
I speke of many hundred yeres ago,
but now can no man see non elves mo.

13718. 13720. 13724. an *elfquene*. 13633. *se semeth elvish by his contenance*. 16219. *elvish craft*. 16310. *elvish nice*. Eine Menge anderer stehen bei Spenser und Shakespeare¹⁾, nach und nach ist der ungefähr gleichbedeutige Name *fairy* gebräuchlicher worden. Wiewohl nun jenes *elf* zuweilen völlig den Sinn des späteren, hochdeutschen *Alp* hat und *elvish* gerade so den von phantastisch, so giebt es doch eine Reihe echter *Elfensagen* unter dem alten Namen ohne solche Beschränkung auf blosse Zauberei.

1) Der Shakespearischen Elfen Eigenthümlichkeiten, an denen der Dichter einen nicht geringen Antheil haben mag, obgleich er im Ganzen den Glauben des Volks zu Grund gelegt hat, findet man zusammengestellt von Voss in den Anmerkungen zum Sommernachtstraum S. 509—511.

4) *Am reinsten und in der ursprünglichen ausgedehnten Bedeutung haben die nordischen Sagen und Gedichte diese Benennung erhalten. Altnordisch álfr, Pl. álfar; schwedisch elf, Pl. elfar, woneben häufig der weibliche Pl. elfvor gebraucht wird; dänisch elv, Pl. elve, in Zusammensetzungen heutzutage ellefolk, ellekone, ellekonge statt elvefolk usw.; aus welchem ellekonge durch ein Missverständnis die unrichtige deutsche Übersetzung Erlekönig entsprungen ist, da der Name des Geistes mit dem des Baumes Erle, dänisch elle, altnordisch elni (alnus) nichts zu schaffen hat.*

5) *Die Urbedeutung des Namens alp, älf, álfr hängt wahrscheinlich mit dem lateinischen albus (weiss) zusammen, vergleiche das griech. ἄλφιτον (Mehl), ἄλφιτώ, ein weibliches Gespenst, vor dem sich die Kinder fürchteten (weisse Frau?); nicht aber mit dem lat. Alpes (Berge). Sie berührt sich auch mit dem allgemeinen Flussnamen Elbe, elf, albis (franz. aube), ohne dass man daraus zu schliessen braucht, die Elfen seien Wassergeister, was sie nur zuweilen sind.*

II. ABSTUFUNG UND VERSCHIEDENHEIT.

Die Sagen, welche die Elfen als vom Himmel verstossene, der Hölle halb verfallene Engel, eben deshalb als halb teuflische Wesen schildern¹⁾, haben einen Gegensatz, der schon vorhanden war, in christlicher Ansicht erklärt, schwerlich aber geschaffen. Die Edda unterscheidet weisse, leuchtende Elfen des Lichts und schwarze Elfen der Finsternis, nicht als gute und

¹⁾ S. unten das irische Märchen No. 4. die Mahlzeit des Geistlichen und die Anmerkung dazu, wo die übereinstimmende dänische und schottische Sage angeführt ist. Auch in Schweden ist sie aller Orten bekannt, nur, und das ist merkwürdig, mit entgegengesetzter Auflösung (Schwedische Volkslieder III, 128). Zwei Kinder spielen an einem Fluss, da sitzt ein Nix auf dem Wasser und lässt seine Harfe ertönen. Die Kinder rufen ihm zu: „Was hilft, dass Du da sitzt und spielst, Du wirst doch nicht selig!“ Der Nix weint bitterlich, wirft seine Harfe hin und sinkt in die Tiefe. Als die Kinder heim zu ihrem Vater kommen, erzählen sie ihm, was sich zugetragen hat. Der Vater heisst sie zurückgehen, den Nix trösten und ihm die Versicherung der Erlösung geben. Als sie bei dem Fluss anlangen, sitzt der Nix auf dem Wasser und weint. „Nix, traure nicht,“ rufen sie ihm zu, „der Vater hat gesagt, dass auch Dein Erlöser lebe.“ Da nimmt der Nix seine Harfe wieder und spielt fröhlich. (Vgl. auch das. III, 158.)

böse, sondern um sie als Geister der verschiedenen Regionen des leuchtenden Himmels und der dunkeln Erde zu bezeichnen. Deutlich wird dies daraus, dass sie die schwarzen Elfen zugleich Zwerge nennt (so wie auch ein Zwerg in den Kenningar den Namen *álfr* führt), denn dies ist der besondere Ausdruck für die in den dunkeln Berghöhlen wohnenden und hausenden Unterirdischen. Die Lichtelfen von reiner Farbe erscheinen fast durchsichtig, ganz ätherisch, mit weissen, silberschimmernden Kleidern, wie in den irischen Märcen. In deutschen Sagen (No. 10 und 11) sitzen sie als schneeweisse Jungfrauen im Sonnenschein, zeigen sich um Mittag (No. 12) und dürfen nur so lange, als die Sonne am Himmel ist, verweilen. Diese heisst daher in der Edda (Säm. I, 70 und 231) *álfrödu*, die Elfen anstrahlend. Die Erdelfen dagegen sind körperlich und von dunkler Farbe, darum sind sie in Norwegen blau, in dem Sinne, in welchem die nordische Sprache einen Neger *blámadr* nennt, der schottische Brownie ist braun und zottig, wie die wilde Berta in der deutschen Sage (No. 268), und brauner Zwerge in Northumberland gedenkt eine Anmerkung in Walter Scotts *Lady of the Lake*. Die Erdelfen tragen auch dunkelfarbige Kleider. Sie treiben ihr Wesen in der Nacht und fliehen im Gegensatz zu den Lichtelfen die Sonne, die daher auch in der Edda (*Hamdismál* Str. 1) die Sorge der Elfen (*græti álfa*) heisst. Überrascht sie der Tag, so werden sie von dem Strahl der Sonne in Stein verwandelt. (Vgl. Edda Säm. I, 274. II, 44.)

Natürlich bestand diese Unterscheidung nicht länger, sobald man sie auf sittliche Eigenschaften bezog, und die Elfen beider Art wurden verwechselt. Dass aber in Deutschland der Begriff der Lichtelfen vorhanden, ja vielleicht gerade im Gegensatz zu der späteren Zeit der allgemeinere war, zeigt nicht bloss die vorhin auseinandergesetzte Verwandtschaft des Wortes mit dem lateinischen *albus*, sondern auch der Umstand, dass *seit der Bekehrung das christliche engil ebenso wie früherhin alp zu Namenbildungen gebraucht wurde und insoweit an seine Stelle trat, z. B. Engilrích, Engilhart, Engilgêr usw. Bei den Angelsachsen zeugt die Zusammensetzung álfsçíne, d. h. leuchtend wie ein Elfe.*

Für die Mischung beider Arten giebt Elberich das beste Beispiel ab. Sein Name verräth schon seine Abkunft, er heisst in den Nibelungen (1985) [462, 2] wie im Otnit (Str. 127 bei Mone) ein wildez getwerc, schmiedet und haust in Berghöhlen und gleichwohl erscheint er geistig überlegen und äusserlich glänzend, wo er in letzterem Gedicht, dessen Hauptperson er eigentlich ist, auftritt. In norwegischen Sagen wird es noch ausgedrückt, dass der Zwerg körperlicher und weniger geistig ist, als der Elfe; je genauer er aber in Verbindung mit dem Menschen kommt, desto menschlicher werden auch seine Bedürfnisse. Als Hausgeist dient er um Speise und Kleider, während er wunderbare Dinge verrichten kann, und ist beides ein hilfsbedürftiges und ein übermächtiges Wesen.

Die Ausdrücke Wichte, Schrate, Schretlein bezeichnen gleichfalls nichts anderes, als die kleinen Unterirdischen oder Zwerge, wiewohl sich leicht an jede besondere Benennung eine besondere, oft schwer zu bestimmende leise Nebenbedeutung hängt. Wir theilen die Stellen mit, wo wir diese Namen gefunden haben:

Glossae lindenbrog. 995a fauni, silvestres homines: walt-screchel, die im Wald herumspringen. — 996b larvae, lares mali: screza. — gl. vindob. larvae: screzzol scraito. — gl. trev. screiz, larvae, von späterer Hand dabei geschrieben: klein herchin (Herrchin). — Barlaam 251, 11. ein wilder walt-schrate und Alt. Wälder III, 225. wo es für Faun steht. Schretel im Cod. palat. No. 341 f. 371. — Titurel 190. sie (die Minne) ist villihte ein schrat ein geist von helle. — Hans Vintlers Tugendbuch vom Jahr 1411 (nach der Gotha. Handschr.):

— etliche die jehent,
daz schretlîn daz fi ein kleinez kint
unde fi als ringe als der wint
unde fi ein verzwivelôter geist (d. h. gefallener Enge).

Bei Scherz Vocab. 1482. schretlîn, penates.

Dem deutschen und angelsächsischen wiht entspricht das nordische vættur; hollar vættir, holdgesinnte Geister, werden in der Edda (Oddrúnar grátr VIII) angerufen. wihtel im Cod. palat. No. 341. — Wolfdieterich Str. 789. 799. kleinez wihtelîn.

— Liedersaal I, 378. 380. kleinez wihtelîn, ez moht kûme elnlanç fin. — Vocab. 1482. wihtelîn, penates, *vgl. gl. blas. 87a wihsilstein (penas) vielleicht wihtilstein? doch haben gl. trev. 36b wihilstein.*

Auch das Wasser wird von Elfen bewohnt, und da das Element glänzend und durchsichtig ist, so scheinen sie zu den Lichtelfen gerechnet zu werden. Sie heissen Nixen, Nökken (*althochd. nihhus, Pl. nihhussá*, bei Conrad von Würzburg Man. Samml. II, 200 b die vertänen wazzernixen), Wassermänner und Wasserfrauen, Schwanenjungfrauen, und da diese Schwanengewänder tragen und wie Vögel über dem Wasser schweben, so folgt schon daraus, dass sie nicht zu den schwarzen Elfen gehören.

Jene christliche Ansicht vieler, vorzüglich schottischer und dänischer Sagen, welche die Elfen als Heiden und Genossen des Teufels schildern, wenn sie gleich auch bei den Dichtern des Mittelalters Eingang gefunden hat, wie mehrere der bisher angeführten Stellen beweisen, ist doch nicht überall durchgedrungen. Dem Zwerg, der bei Ottokar von Horneck dem Scherfenberger erscheint, wohnt christlicher Glaube bei (Deutsche Sagen No. 29). Elberich selbst ist ein Christ (Otnit Str. 283) und hilft sogar die Heiden bekehren und taufen (Str. 351 und 504). In den noch umgehenden deutschen Sagen werden sie häufig als gute, wohlwollende Geister und namentlich als Christen betrachtet, sie beten, ermahnen die Menschen zur Frömmigkeit, hassen Fluchen und Gotteslästerung und zürnen heftig, wenn man sie für teuflischen Spuk hält. Ein Hausgeist sagt das Gebet des Herrn und den Glauben her (Deutsche Sagen I, S. 113), doch nicht ganz vollständig, indem er einiges undeutlich murmelt, während der schottische Elfe, der sich mit dem Geistlichen unterhält, einiges ändert (*vgl. unten die Anmerkung zu No. 4*).

III. UNTERGANG.

Allgemein verbreitet und am wahrscheinlichsten durch Einführung des Christenthums entstanden sind die Sagen von dem allmählich näher rückenden Verschwinden der Elfen. Nicht bloss entfernen sie sich vor dem Geräusch und geschäftigen

Treiben der Menschen, sondern es erfolgt ein grosser Auszug der Unterirdischen. Sie schliessen einen Vertrag mit den Menschen ab und auf einem vorher bestimmten Weg, über eine Brücke, hört man in der Nacht die Kleinen in unzähliger Menge forttrippeln oder sie werden über das Wasser gefahren und ihre grosse Zahl drückt das Schiff. (Deutsche S. No. 152—154, dänische bei Thiele II, 2.) Manchmal wird erzählt, dass zum Andenken oder aus Dankbarkeit für das von den Menschen genossene Gute jeder ein kleines Stück Geld von altem Gepräge in eine hingestellte Schüssel gelegt habe.

Man hat in dem Auszug der Zwerge eine geschichtliche Thatsache, die Unterdrückung und Vertreibung eines alten, einheimischen Volkes durch neue Ankömmlinge erkennen wollen, *und wozu auch ein Zug von Scheu, Trauer und Ironie, der über die Natur des Geistervolks verbreitet ist, stimmt.*

IV. GESTALT.

1) Erblickt man den Elfen in seiner wahren Gestalt, so sieht er aus, wie ein schönes Kind von einigen Jahren, zart und wohl gegliedert; die schottischen und wallisischen Sagen beschreiben ihn ausdrücklich auf diese Art. Elberich liegt als Kind von vier Jahren unter einer Linde, wo ihn Otnit kraft eines Ringes sehen kann und ihn meint als ein Kind forttragen zu können (Str. 99. 108). Und als der Elfe sich vor den Leuten sehen lässt, so heisst es (Str. 517):

ich wāne daz nie kein ouge schöner bilde ie gesach.

In der Wilkina Saga (Cap. 26) bittet der Kleine den Dieterich, der ihn gepackt hat: „er möge seinen kleinen Leib und schwache Glieder nicht zerdrücken.“ Übereinstimmend wird von Oberon in dem französischen Volksbuch erzählt, dass er nur drei Fuss hoch sei, aber ein Gesicht von himmlischer Schönheit habe, welches niemand ohne Wohlgefallen ansehen könne (p. 28. „Oberon, qui n'a que trois pieds de hauteur, il est tout bossu, mais il a un visage angelique, il n'y a personne sur la terre, qui le voyant ne prenne plaisir à le considerer, tant il est beau“). — Hinzelmann (Deutsche S. No. 75) zeigt sich Knaben, in deren Gesellschaft er spielt, als ihres Gleichen,

aber mit schönem Angesicht. Damit stimmt auch die Vorstellung der Norweger, die sich die Elfen als kleine, nackte Gesellen denken. — Die Schönheit der Elfinnen wird in den schottischen, irischen, dänischen und schwedischen Sagen als im höchsten Grade reizend und verführerisch geschildert, menschlicher Schönheit unvergleichbar. So beschreiben sie auch schwäbische Sagen am Mägdleinsfelsen (s. Gustav Schwab Die schwäb. Alb. Stuttg. 1823. S. 71) und die Wasserjungfrauen entzücken alle Männer (Deutsche S. No. 58. 60).

2) Langes Haar legen schottische und wallisische Sagen den Elfen und Elfinnen ausdrücklich bei, und die Brownie heisst deshalb die haarige Mag. Eines Zwerges mit krausem rothem Haar in Northumberland gedenkt Walter Scott in den Noten zur *Lady of the Lake* p. 387. Die schwedische Waldfrau ist klein mit blonden Locken, so auch der Nix. In deutschen Sagen fehlt dieser Zug nicht: dem Hausgeist und einer schönen Elfin, die sich um Mittag zeigt, hängt das Haar in gelben Locken über die Schultern (D. Sagen No. 11. 65. 75); eine Bergfrau hat so prächtige Haare, dass sich ein Mann deshalb in sie verliebt, und dessen Weib, das sie schlafend erblickt, ausruft: Gott behüte Deine schönen Haare! (D. Sagen No. 50.) In einer andern ähnlichen Sage (Strack Beschr. von Eilsen S. 120) schneidet sie wirklich der Elfin eine von den schönen, langen Haarflechten im Nacken ab, welche diese hernach dringend zurückfordert. Die Elfinnen im Norden (Thiele III, 44. Schwed. Lieder III, 165) tanzen mit aufgelösten Haaren. — Auf das Kämmen der langen Haare scheinen sie besondere Sorge zu verwenden. Frau Holle oder Hulda, die ohne Zweifel zu ihnen gehört (Huldevolk heissen auf den Färöer noch jetzt die Elfen, und Huldre die Elfinnen in Norwegen), lässt sich gern ihre Haare auskämmen (vgl. Hausmärchen III, 44). Die Wasserelfen erblickt man bei diesem Geschäft (Schwedische Lieder III, 148) und Waldron S. 128 erzählt von einem Wechselbalg, der, wenn man ihn allein gelassen hatte, bei der Zurückkunft, ohne Zweifel von den Seinigen, auf das Sorgfältigste gekämmt war.

3) Aus der Vermischung der himmlischen und irdischen Elfen erklärt sich, warum in den Sagen diese Geister zugleich

schön und jugendlich und alt und hässlich geschildert werden. Der Zwerg hat ebenfalls Kindesgestalt, aber ist alt und hässlich, langnäsiger, von dunkler, wie vorhin erwähnt ist, blaugrauer oder erdbrauner Farbe; weil ihn das Licht nicht bestrahlt, hat er das Gesicht eines Toten, daher sagt auch in der Edda (Alvismål II) der Gott zu dem Zwerg: „Wie bist du so fahl an der Nase, warst du in nächtlichem Dunkel bei einer Leiche?“ Dabei ist er missgeschaffen, dem Oberon wird mit Unrecht ein Höcker zugeschrieben (il est tout bossu), er gehört einem schwarzen Elfen (vgl. Thiele I, 121. 122). Elberich zeigt, wie nah den Sagen die Verwechslung lag, während er im Otnit als ein schönes Kind beschrieben ist, erscheint er in den Nibelungen als ein alter, bärtiger Mann:

2001. [466, 2] dô vienc er (Siegfried) bi dem barte den altgrifen man.
Und seines Alters gedenkt das Kind auch im Otnit Str. 252:

ich trage ûf minem rücken mê dan vierdehalp hundert jâr.
Ganz wie in dem deutschen Kindermärchen (I², 205) der elfische Wechselbalg ausruft: „Nun bin ich so alt, wie der Westwald,“ womit man die entsprechende Stelle in dem irischen (unten S. 38) und dänischen (bei Thiele I, 48) vergleichen kann. — Ein altwallisisches Gedicht (Fairy tales p. 195. 196) nennt die Elfen „schiefmäulige“; der Cluricaun ist hässlich und sein Gesicht einem verschrumpften Apfel ähnlich, so zeigt sich der Elfe auf Bottle-Hill (unten S. 44) und genau gerade so beschreibt ihn Gervasius von Tilbury aus dem 13. Jahrhundert in einer merkwürdigen, unten vollständig anzuführenden Stelle. Die Bergmännlein der deutschen Sagen sind immer alt und greis. Der Nix wird in Schweden dargestellt klein mit Goldlocken oder alt mit einem Bart; man sieht ihn manchmal auf den Felsen sitzen und sich den Bart auswinden (Schwed. Volksl. III, 133).

4) Bei Zusammensetzung der Namen trat, wie vorhin bemerkt ist, das christliche engil an die Stelle des heidnischen alp, ein umgekehrtes Verhältnis scheint in der bildenden Kunst statt gefunden zu haben. *In der Bibel und den Kirchenvätern begründet nichts die Annahme einer kleinen Gestalt der Engel, aber das Volk war gewohnt, sich die Elfen als Kinder von grosser*

Schönheit zu denken. Diese Vorstellung übertrug man auf die christlichen Geisterwesen. Es verdiente wohl genauere Untersuchungen, wann und wo in Gemälden und Bildwerken zuerst solche kleine Engel angebracht worden sind, so wie, wann sich die Sprache der Verkleinerung Engelein zu bedienen anfieng. Etwan im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert muss es begonnen haben. Bei Otfried und andern deutschen Schriftstellern des neunten, zehnten Jahrhunderts sind die Engel stets erwachsene Jünglinge und werden Gottes Boten genannt. Um 1250 hatte sich das geändert. Berthold, ein bairischer Prediger, der 1272 starb und sich durch lebendige, das Volk ergreifende Beredsamkeit auszeichnete, sagt in seinem Sermon von den heiligen Engeln (Klings Ausgabe S. 184): *ir sehet wol, daz si allesamt sint juncliche gemälet, als ein kint, daz dá vñf jâr alt ist, swâ man sie mälet.* Auf die nämliche Bemerkung kommt er auch in andern Predigten zurück (S. 238. 282). Von den Genien der Griechen und Römer scheint nicht die kleine Gestalt der Engel ausgegangen, eher ihre Beflügelung; Flügel giebt den Elfen keine echte Volkssage. Sollte aber nicht der Zwergsname *Euglin* im Gedicht von *Hürnin Siegfried in Englin* zu berichtigen und blosser Übersetzung des älteren *Elberich* sein? Selbst das *Egwald* im Volksbuch könnte gedeutet werden aus *Engelwald*.

V. KLEIDUNG.

1) Der Verschiedenheit in der Kleidung der Elfen nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs ist schon vorhin gedacht und nur noch anzumerken, dass auch die serbischen den nordischen Elfinnen entsprechenden *Vilen* weiss gekleidet sind. *Elberich* hat glänzende mit Gold und Edelsteinen gezierte Kleider an (Str. 104); die Tracht der Unterirdischen ist dunkelfarbig, meist grün oder moosfarbig, in deutschen (No. 48. 270) wie in schottischen, wallisischen und shetländischen Sagen. Auf den *Färöer* und in *Dänemark* grau (Thiele I, 122. 125), doch zeigen sich auch hier grüنگekleidete Elfinnen (Thiele I, 109). Geister, die mit den Menschen im Verkehr stehen, tragen buntfarbige und rothe Röckchen (Deutsche S. No. 71. 75) oder erhalten sie von jenen geschenkt (No. 37). Merkens-

werth ist eine Übereinstimmung. In dem irischen Märchen von der Flasche (unten S. 45) erscheint der Elfe ganz in sein Kleid eingewickelt, damit man seine Füße nicht sehen kann; eine Schweizersage (No. 149) erzählt, dass die Zwerge in langen Mänteln dahergetrippelt wären, die ihre Füße ganz bedeckt hätten. Neugierig streut einer Asche und findet, dass ihre Füße platt sind, wie Gänsefüsse, wiewohl diese eigentlich nur Wasserelfen zuzugehören scheinen; man erinnert sich an die weisse Bertha mit dem grossen Fuss (vgl. Altd. Wälder III, 47. 48).

2)* Von besonderer Wichtigkeit ist die Kappe oder Mütze, so sehr, dass die norwegischen Elfen, obgleich sonst ganz nackt, doch einen heruntergeschlagenen Hut auf dem Kopf haben. Die irischen bedienen sich dazu der rothen Blüten des zauberkräftigen Fingerhuts oder sie haben weisse, breite Hüte, gleich Pilzendeckeln. Auch in Dänemark und Schweden sind ihre Mützen roth (Thiele I, 122. II, 3. Schwed. Volksl. III, 127) so wie bei den Nisser der Färöer, sonst aber auf diesen Inseln schwarz. In Preussen tragen sie spitze Hüte, die wie jene der Cluricaunen aufgekrämpt sind; ebenso sind die Mützen der Hausgeister in Dänemark spitz, während die Hüte, die sie im Sommer tragen, rund sind (Thiele I, 135). In den deutschen Sagen ist der Hut nicht vergessen. Die Bergmännlein haben weisse Hauptkappen an dem Hemd (No. 37); der Nix trägt einen grünen Hut (No. 52), ein anderer grauer Geist einen grossen Schlackhut (No. 271). Hodeken hat den Namen von einem grossen Hut, den er so tief in den Kopf drückte, dass man sein Gesicht niemals sehen konnte, und dieser Hut bringt dadurch einigermassen die Wirkung der Nebelkappe hervor, welche völlig unsichtbar macht, deren schon der junge Misener (Man. S. II, 156) gedenkt und welche den Zwergen am Harz (Deutsche S. No. 152. 153. 155) zugeheilt wird. Mit dieser hat Elberichs tarnkappe, wenn sie auch zugleich den Mantel enthält und der tarnhüt entspricht,

*) [Die Vorlage J. Grimms ist hier so stark überarbeitet, dass eine Sondernung nicht möglich ist.]

doch offenbar Zusammenhang. Dienstbar wurde er und sein Reich dem Siegfried, weil der Held die tarnkappe genommen hatte, und das machen deutsche Sagen (No. 152. 153. 255) noch deutlicher, wenn sie erzählen, dass man nach den unsichtbaren Zwergen mit Ruthen geschlagen, bis man ihre Mützen getroffen und abgeschlagen habe, worauf sie sichtbar geworden und in die Macht der Menschen gerathen seien. Eske Brok schlug zufällig einem Zwerg im Felde den Hut ab, und um ihn wieder zu erhalten, bewilligte dieser alle Forderungen (Thiele III, 49). Nun erklärt sich die Wichtigkeit der Kopfbedeckung bei den Elfen, sie halten sich dadurch vor den Blicken der Menschen verborgen. Laurin hat eine Nebelkappe, sowie Euglin, welcher sie über Siegfried wirft und ihn dadurch den Augen des Riesen entzieht; dem Kopfschleier der Kriemhild legt der Rosengarten gleiche Kraft bei. Der Kobold Zephyr (in dem altfranzös. Roman Perceforest, Mélanges T. XII), der wie eddische Zwerge nach einem Wind benannt ist, trägt eine schwarze Kappe, durch welche er sich unsichtbar machen oder eine andere Gestalt annehmen kann.

Unbeständigen, schalkhaften Leuten (von Zwergsnatur) werden auch sonst Nebelkappen beigelegt (Man. Samml. II, 258b), und der römische Volksglaube dachte sich zu seinem incubo, welcher völlig dem deutschen Alp verglichen werden darf, gerade so den Hut und knüpfte an ihn die Unsichtbarkeit des Geistes. Die Stelle findet sich in Petronii satyric. c. 38 (Burm. p. 164): „sed quomodo dicunt, ego nihil scio, sed audivi, quomodo incuboni pileum rapuisset et thesaurum invenit.“ — Incubones qui thesauris invigilant (Sabinus ad II. Georg. v. 507), und ein neuerer Erklärer Petrons fügt aus dem Volksglauben seiner Zeit hinzu: ex superstitione veteri, cuius hodieque passim exstant reliquiae, velut incubones sint ornati pileis, quibus surreptis compellantur ad obsequium in indicandis pecuniis absconditis. Hieran schliessen sich vollkommen die Worte des Nibelungenlieds:

399. [98, 3. 4.] dô er die tarnkappen fit Alberiche angewan,
 dô was des hordes herre Sivrit der vreisliche man.

Die kleinen, unsern Elfen und Zwergen vergleichbaren Hausgötter des phöniciſchen und griechischen Alterthums, Patäken, Cabiren,

Tritopatores erscheinen wiederum mit spitzen Hüten und haben sonst noch vieles in Gestalt, Tracht und Kunstfertigkeit mit ihnen gemein.

VI. WOHNUNG.

1) Die Lichtelfen wohnen nach der Edda bei dem Sonnengott Freir, die schwarzen aber in der Erde und in Steinen. Die heutigen Sagen weisen ihnen sämmtlich ein ausgedehntes Reich in Bergen, wilden und unzugänglichen Schluchten, Riesenhügeln und Felsklüften an. Sie haben darin oftmals ordentliche Wohnungen, die mit Gold und Silber angefüllt sind, und sehr prächtig werden die schottischen Shians beschrieben, dem Frau Venusberg der deutschen Sage (No. 170) ähnlich. In Schweden glaubt man, sie sässen in kleinen, zirkelrund ausgehöhlten Steinen, die man Elfenmühlen (alfquarnar) heisst, *dergleichen elfmills auch die schottische Sage kennt* und womit die isländ. *âlfavakir*, kleine Höhlen in dem Eis, übereinkommen. Wolfram redet im Wilhelm dem heiligen S. 26 b von Bergen: daz den wilden getwergen wäre ze stügenne dâ genuoc. Hug von Langenstein in der heil. Martina f. 128 d:

fie loufent uf die berge
als die wilden twerge.

„Unter der Erde wohne ich, unter dem Stein habe ich meine Stätte“ sagt der eddische Zwerg (Alvismål III.). In den Nibelungen:

1356. [51, 7 Z.] von wilden getwergen hân ich gehœret sagen
fie fin in holn bergen.

Und im Otnit sagt Elberich Str. 127 mir dienet manec tal unde berc; und Str. 249. 278 im was kunt beidiu tal unde berc. Er besitzt dort alle Schätze der Welt; der aus Edelsteinen und Gold bestehende Nibelungenhort, welchen er bewacht, ist bekannt genug; auch im Otnit sagt er Str. 138 und 525:

ich gibe wol fwem mich luftet filber oder golt
ich mahte einen man wol rîche, dem ich wære holt.

Und zu dem Kaiser selbst Str. 137:

unde hæft dû uf der erden des landes alfô vil,
fô hân ich darunder klâres goldes fwaz ich wil.

In der Wilkina Saga will er sich durch Gold und Silber aus Dieterichs Händen lösen.

2) Die Nixen haben unter dem Wasser ein Land, das in deutschen Sagen (No. 52. 65) ebenso prächtig beschrieben wird, als in den irischen, worin Häuser und Städte prangen, die mit allen Reichthümern der Welt verziert sind. Frau Holle hat unter ihrem Teich einen Garten, wo die herrlichsten Früchte wachsen.

3) Oben auf der Erde haben die Elfen Lieblingsplätze, Wiesengründe, einsame, eingeschlossene Waldgegenden, auch besondere Bäume, unter welchen sie sich gerne aufhalten (Vgl. Thiele III, 18). So liegt Elberich unter einer Linde im Gras; bei den alten Preussen war ihnen der Holunderbaum heilig und durfte nicht verletzt werden, und derselbe Glaube herrscht noch jetzt in Dänemark (Thiele I, 132); auch in Deutschland pflegte man diesen Baum am ersten Mai oder um Johanni (wann die Lichtelfen ihren Umzug halten) besonders zu beachten (Prätorius Glückstopf S. 217). In Norwegen darf man ihrentwegen gewisse hohe Bäume nicht abhauen. Hausgeister pflegen besondere Pfade zu haben. Hütchens Rennpfad gieng über Berge und Wälder gerade aus und es kam deshalb schon allen andern vor (Deutsche Sagen I, S. 100); Bolieta (in der französischen Schweiz) schlug immer denselben steilen Pfad ein, der so reinlich war, dass man nie einen Stein darauf liegen sah, obgleich auf dem Berg ein ganzes Lager von Rollsteinen vorhanden war; er heisst noch jetzt Bolieta's Pfad.

4) Menschen sind manchmal in die Wohnungen der Elfen gekommen, dann hat sich das Geisterhafte ihres Daseins auch darin gezeigt, dass bei ihnen die Zeit aufhörte. Ein Mädchen, das glaubte drei Tage in dem Elfenberg gewesen zu sein, hatte ein ganzes Jahr dort zugebracht (Hausmärchen No. 39) und jenen beiden schottischen Spielleuten kamen hundert Jahre wie eine einzige in Lust zugebrachte Nacht vor, während eine arme Frau sie verschlief (Deutsche S. No. 151). *Der Tannhäuser merkt nicht, wie schnell ihm die Zeit in dem unterirdischen Berge verstreicht.*

VII. SPRACHE.

1) *Die Edda schreibt den Elfen eine eigene von der der Götter, Menschen und Riesen verschiedene Sprache zu, deren Ausdrücke für die grössten Naturerscheinungen im Alvismál aufgezeichnet werden. Ungefähr wie Homer an mehrern Stellen zwischen göttlichen und menschlichen Benennungen unterscheidet. Bemerkenswerth ist, dass das Echo in dem nordischen Volksglauben Dvergmál oder Bergmál d. h. Zwerg- oder Bergsprache genannt wird (Vgl. Björn Haldorson I, 73a und Färöiske Qvæder, Randers 1822, S. 464. 468). — In Wales haben die Unterirdischen eine eigene, ganz verschiedene Sprache, von der ein Mensch, der bei ihnen gewesen war, einige Worte gelernt hatte.*

2) *Die Elfen reden ganz leise. Auf Man hörte Waldron ein Wispern, das nur von ihnen herrühren konnte. Auch in Schweden ist ihre Stimme leis, wie die Luft. Hinzelmann (Deutsche Sagen I, S. 104. 111. 113) hatte die feine Stimme eines zarten Knaben.*

3) *Dagegen der hässliche, verschrumpfte Elfe in der irischen Sage (unten S. 45) spricht mit einem schnarrenden und schneidenden Ton, der den Menschen erschreckt. Als Wechselbalg spricht er gar nicht, heult und schreit aber zum Entsetzen, und wird er genöthigt, so klingt seine Stimme wie die eines uralten Mannes (unten S. 37).*

4) *Verschiedene Waldgeister schreien laut und brüllen. Der serbischen Vile wird die Stimme des Spechts zugeschrieben.*

VIII. NAHRUNG.

Die Elfen bedürfen einiger zarter Nahrung; erst wenn sie in nähere Verbindung mit den Menschen treten, scheint Verlangen nach gröberer Speise zu entstehen. In Irland schlürfen sie Thautropfen ein; sonst scheint süsse Milch ihre eigenthümliche Nahrung zu sein. Nicht selten wird ihnen nach den deutschen Sagen (No. 38. 45. 75. 273. 298) eine Schüssel voll hingesezt; und in Wales herrscht gleiche Sitte. Einem Berggeist in der französischen Schweiz ward jeden Abend ein Napf voll süsser, frischer Nidle (Rahm) auf das Dach des Vieh-

schoppens gestellt und allzeit von ihm geleert (Alpenrosen für 1824, S. 74). Sie geniessen auch wohl Krumen von Käse oder Weissbrot. In Preussen wurde ihnen sonst Brot und Bier Nachts hingesetzt und dann die Thüre verschlossen; man war erfreut, wenn man am andern Morgen fand, dass sie davon gegessen hatten. Ausdrücklich wird gesagt (Deutsche S. No. 67), dass bei den Nixen die Speise ungesalzen sei.

Walter Scott (Minstrely II, 163) bemerkt, dass auf der Spitze des Minchmuir, eines Berges in Peeblesshire, eine Quelle sei, welche die Käsequelle genannt werde, weil vordem jeder Vorübergehende ein Stückchen Käse hineingeworfen habe, als Opfer für die Elfen, denen sie geweiht gewesen. — Seltsam ist, dass nach Grant Stewart (S. 136) in den schottischen Hochländern der Genuss des Käses als ein Mittel betrachtet wird, sich vor dem Einfluss der Elfen zu sichern. Er muss nämlich aus der Milch einer Kuh gemacht sein, welche ein gewisses Kraut gefressen hat, das gälisch Mohan heisst und auf Gipfeln oder Abhängen hoher Berge gesammelt wird, wo noch kein vierfüssiges Thier Nahrung gesucht oder hingetreten hat.

IX. LEBENSWEISE.

1) Die Elfen leben in grossen Genossenschaften, manchmal frei, manchmal unter einem Oberhaupt. In den schottischen Hochländern weiss man nichts von der Königin, deren wohl in Irland und England gedacht wird. In Wales haben sie einen König, der von einem Hof umgeben ist; auch in Schweden (Schwed. Lieder III, 158. 159), wo sie die menschlichen Einrichtungen nachahmen. In Island ist das Verhältniss am meisten ausgebildet. Dort ist der unterirdische Staat dem menschlichen fast ganz ähnlich. Ein Elfenkönig wohnt in Norwegen, und dahin reist der Statthalter nebst einigen Unterthanen alle zwei Jahre Bericht abzustatten; dann wird Recht gesprochen und gehandhabt. In deutschen Gedichten des Mittelalters erscheinen Zwergenkönige, die mächtig in ausgedehnten Reichen herrschen. Elberich trägt eine Krone (Otnit Str. III) und ist König über grosse, unterirdische Reiche, er sagt zum Otnit (Str. 173):

ich hân eigens landes mê dan dîner dri.

So ist auch Laurin ein König und gebietet über eine Menge Zwerge.

2) Aller Orten besteht die Lust und Beschäftigung der Elfen im Tanz. Unermüdlich bringen sie ganze Nächte in diesem Vergnügen zu, und nur der Strahl der aufgehenden Sonne zwingt sie einzuhalten und sich zu verbergen. Kreise, die sie in das thauige Gras getreten, erblickt man ausser Schottland auch in Scandinavien und Norddeutschland, und jeder ruft bei ihrem Anblick: „da haben die Elfen getanzt!“ Auf der Insel Man zeigten sich sogar die Spuren ihrer zarten Fusstritte im Schnee. Der Jüngling, der den Tanz der Elfinnen im Mondschein sieht, kann die Augen nicht abwenden, so verführerisch ist er (Danske Viser I, 235. 237. 238). Eine deutsche Sage (No. 31) beschreibt ein Hochzeitfest der Unterirdischen, der Graf Eulenburg tanzt mit ihnen, muss sich aber, wie jener irische Tänzer (s. unten S. 71) so schnell in den leichten Wirbeln der Geister umdrehen, dass er fast den Athem verliert. Bergmännlein kommen aus den Schachten hervor, die Nixen aus der Tiefe, um Antheil an dem Tanz der Menschen zu nehmen, und zeichnen sich durch besondere Zierlichkeit und Geschicklichkeit aus (No. 39. 51. 58). Auch sieht man die Nixen auf dem Wasserspiegel tanzen (No. 61) und die Zwerge vor den Riesen (Dieterich und Hildebr. Str. 159). Dänische Sagen davon hat Thiele I, 48.

Gleicherweise die serbischen Vilen (wie die Elfinnen jung und schön, mit langen Haaren, auf Bergen und in Wäldern wohnend) halten auf Wiesen ihren Reihentanz (Kolo); ein Lied in der Wukischen Sammlung (Thl. I, No. 75) beginnt:

O Kirschbaum, Kirschbaum,
 heb die Aste oben,
 unter dir die Vilen
 führen Zaubertänze;
 Radischa vor ihnen
 schwingt Thau mit der Geisel,
 führt zwei Vilen,
 redet zu der dritten.

3) Verbunden mit der Liebe zum Tanz ist die Liebe zur Musik. Wo die Elfen ein Fest feiern, da bringen sie auch

die Musik mit, ebenso wenig fehlt sie bei ihren grossen Zügen; darin stimmen die Sagen aller Völker überein. Die Wasserjungfrauen wissen unbekannte Lieder zu singen (Deutsche S. No. 306), und der Zauber ist nicht zu beschreiben (Danske Viser I, 224), den der Gesang der Elfinnen auf die ganze Natur hervorbringt, alles horcht darauf und scheint gleichsam zu erstarren. Eine schottische Elfin kommt zu einem Landmann, bittet ihn, ihr ein altgälisches Lied zu singen, und belohnt ihn reichlich dafür. Auch Elberich hat die Musik nicht vergessen, wie der schwedische Nix oder der Strömkarl, der in der Tiefe des Wassers sitzend den Elfen zum Tanz aufspielt, oder der Bräutigam, der durch sein Spiel den Nix zwingt, ihm seine Braut zurückzubringen (Danske Viser I, 328. Svenska Visor III, 140), hat er eine Harfe:

Otnit Str. 522, er ruorte also geswinde die seiten allesamt
in einem suezen döne, daz der sal erdöz.

Von dem Hausgeist Goldemar (Meibom script. I, 286) heisst es: *lusit dulcissime in instrumento musicali chordis aptato*. Ein anderer singt (Deutsche Sagen I, S. 113), und der irische Cluricaun pfeift sich zur Arbeit. In Norwegen heisst die Musik der Unterirdischen Huldre slaat und klingt dumpf und klagend. In Irland und Schottland schallt sie nächtlich aus den Riesenhügeln und Shians der Elfen. Ein Shetländer, der musikalisches Gehör hatte, lernte die Melodie eines nächtlich vorüberziehenden Haufens. Auf Seeland wie im südlichen Schweden kennt man ein Elfenkönigstück, das jeden, der es hört, alt und jung, selbst leblose Dinge, zum Tanz treibt, wie jene irische Melodie des jungen Sackpfeifers (s. unten S. 30), und der Spieler selbst kann nicht ablassen, wenn er nicht versteht, das Lied genau rückwärts zu spielen, oder ihm jemand von hinten die Saiten der Geige zerschneidet.

4) Gleich den Menschen begehen die Elfen zwei grosse Feste, bei dem höchsten und tiefsten Stand der Sonne, in feierlichen Umzügen. Am ersten Mai, Morgens, wie die Sonne sich erhebt, steigt der irische Held O'Donoghue, unter dessen Herrschaft vordem die goldne Zeit auf Erden war, mit seinen leuchtenden Elfen aus der Tiefe des Sees Killarney und

hält im höchsten Glanz und vollkommener Lust, selbst auf einem milchweissen Pferde reitend, seinen Zug über das Wasser. Seine Erscheinung verkündigt Segen für das Land und glücklich, wer ihn erblickt.

Weihnachten, wenn die Sonne am tiefsten gesunken ist, halten die Unterirdischen mit wilder, Schrecken erregender Lust ihren mitternächtlichen Umzug. Es sind die grün gekleideten Elfen, die durch Wälder und Einöden dahin brausen: man hört das Geräusch ihrer Pferde, das Hallogeschrei, den Klang der Hörner (Waldron p. 132). Deshalb heissen sie das wüthende Heer, die wüthenden Jäger und auf Möen der Anführer Grön Jette (Thiele I, 196). Der Ausdruck selbst ist alt, denn der Dichter Reinfrieds von Braunschweig (f. 4b) sagt: „er rauschet wie das wüthende Heer“ und in dem oben erwähnten Gedicht Ruodigers (fol. 17d) schwört einer „bei dem wüthenden Heer.“ Es ist ebenso gefährlich dem rasenden Zug zu folgen, ja ihn nur zu sehen, als der Anblick des O'Donoghue segensreich ist. Auch hier jagt ein Anführer voraus, wozu die Deutsche Sage die Frau Holle in ihrer bösen Eigenschaft (No. 4. 5) und die Tutosel (No. 311) macht; oder es wurde der Hackelberg (No. 248), Rodenstein (No. 169), der Ritter von Davensberg (Münster. Sagen 1825, S. 168. 169), in Dänemark Waldemar, Palnatoke und Abel (Thiele I, 52. 90. 110. II, 63) vorangestellt. Sie reiten auf schwarzen, hässlichen und zerzausten Pferden.

X. GEHEIME KRÄFTE UND KUNSTFERTIGKEITEN.

1) Schon aus dem Besitz der Nebelkappe ergibt sich, dass die Elfen nach Gefallen verschwinden und sich unsichtbar machen können. Dieser Glaube herrscht überall, wir wollen daher bloss einige Zeugnisse aus älterer Zeit anführen. Elberich macht sich dem Otnit, obgleich von keiner tarnkappe in diesem Gedicht die Rede ist, vielleicht weil er eine Krone trägt, unsichtbar, wie er will, und Otnit selbst hat ihn nur kraft eines Ringes erblickt. Niemand kann ihn greifen:

Str. 298. wie sol man gevâhen daz nieman ensihet?

Und doch ist er nicht als ein Schatten, sondern körperlich zugegen. Schön wird diese elfische Gegenwart beschrieben:

No. 404. sie sluoc unde roufte sich diu maget minneclich,
 dô huop ir die hende der kleine Elberich;
 ir minnecliche hende er in die sinen gevie.
 diu tohter sprach zuo der muoter: „wir sin niht einec hie,
 mich hat einez bevangen.“

Elberich spricht ungesehen, wie ein Hausgeist thut. Dieser zeigt sich überhaupt nicht gerne und endlich auf vieles Bitten von dem ganzen Körper nichts, als die kleine Hand allein (Deutsche Sagen I, S. 125 und 129), und ganz übereinstimmend wird von Goldemar erzählt: manus sibi duntaxat palpandas praebuit, sed videri negavit et erant manus graciles et molles, ut si quis tangeret murem et ranam; oder er entfernt sich, wenn man ihn belauscht und erblickt hat, auf immer (Thiele II, 5). Auch Orthon (bei Froissart) will sich nicht sehen lassen.

2) Vor der Schnelligkeit der Elfen schwindet beinahe der Raum. Die irische Elfenkönigin sprang in einem Satz von einem Berg zum andern drei Stunden weit (s. unten S. 8). Der Kobold bringt die eine Nacht in Schottland, die andere in Frankreich zu oder gar in einem andern Welttheil. Der Cluricaun dringt ungehindert durch alle Schlüssellocher und schwirrt auf einer Binse durch die Luft. Alle neun Welten hat der eddische Zwerg Alvis durchwandert (Alvismâl IX).

3) Die Elfen wissen die Zukunft voraus, so gut wie sie wissen, was in der Entfernung geschieht (Deutsche S. No. 175). Sie weissagen (Thiele III, 63) und verkündigen bevorstehendes Unglück; die Bergmännchen klopfen den Bergleuten den Tod dreimal an (Deutsche S. No. 37. Vgl. der Klopfer auf Hohenrechberg in Gustav Schwabs Beschreib. der Alb. S. 227). Auch die Wasserelfen verkündigen in den Nibelungen den Burgunden ihr Geschick. *Ebenso weissagt die serbische Vile dem Helden Marcoſein Ende.* Der Zwerg Alvis (der Allweise) in der Edda, dessen Name schon seine Eigenschaften verräth, lässt keine Frage des Gottes Thor unbeantwortet; überall ist er gewesen und jedes Ding ihm bekannt.

4) Sie können jede Gestalt annehmen. Häufig zeigen sie sich in menschlicher Grösse. Die Nixen, die ans Land steigen und sich unter die Menschen mischen, gleichen den schönsten Mädchen, sind auch wie Menschen gekleidet, nur dass zum Zeichen ihrer Abkunft die Säume ihrer Kleider oder ein Zipfel daran beständig nass bleiben (Deutsche S. No. 60); der Hausgeist fliegt als weisse Feder bei dem Auszug seines Herrn neben dem Wagen her (D. S. I, S. 105. 116); er entspringt als Marder (S. 111) oder zeigt sich als Schlange (Vgl. No. 305). Jene Elfin auf Tipperary (s. unten S. 4) wusste den armen Hirten durch die furchtbarsten Gestalten zu erschrecken.

5) Sie theilen übernatürliche Kenntnisse und Kräfte mit. Elberich giebt dem Otnit einen Stein mit den Worten Str. 256 „der lèret dich alle sprächen“, und damit stimmt das Versprechen, das die Elfinnen dem Jüngling thun (Danske V. I, 235), „wir wollen dich lehren Runen schneiden, schreiben und lesen“; auch Runcapituli legt den Zwergen die Eigenschaft bei, Runen zu schneiden und aufzulösen. Ein Ring, der die grösste Gelehrsamkeit verleiht und den Hütchen schenkt (Deutsche S. No. 74), will nichts anderes sagen. In dem Gedicht von Dieterich und Hildebrand Str. 54 giebt der Zwerg einen Ring, wobei man weder Hunger noch Durst empfindet. Einen andern, der Reichtum zusichert, erhält der Scherfenberger bei Ottokar von Horneck (Cap. 573).

6) Die Kunstfertigkeiten der Elfen übertreffen alles, was Menschen zu leisten im Stande sind. Nach der Edda vermögen sie darin mehr, als die Götter selbst. Sie verfertigen dem Odin den Spiess Gungner, der Sif das goldne Haar und der Freja die goldne Kette. Das höchst künstliche Schiff Skidbladner, das wie ein Tuch kann zusammengelegt werden, ist ihre Arbeit, und als die Götter den Wolf Fenrir binden wollten, sendeten sie eine Botschaft deshalb an die schwarzen Elfen, die dann das Band Gleipner aus wunderbaren Bestandtheilen verfertigten. Altdeutsche und nordische Gedichte enthalten häufig Erzählungen von der Geschicklichkeit der Zwerge in künstlicher Schmiedearbeit, von ihnen rühren meist die berühmten Waffen,

Rüstungen und Schwerter, in unterirdischen Schmieden gehämmert. Bei Zwergen kommt Wieland in die Lehre (Wilkinsage Cap. 20), und Elberich, der doch ein König ist, hat selbst ein Schwert im Kaukasus geschmiedet (Otnit Str. 122) und ein Beingewand gefertigt (Str. 124), und als er geht, dem Kaiser die versprochene Rüstung zu holen, heisst es:

Str. 188. dô huop sich der kleine wider in den bere
dô nam er üz der essen daz herliche were.

Die Wilk. S. schreibt ihm die Verfertigung der Schwerter Nagelring und Eckesax zu und bemerkt bei letzterem ausdrücklich, dass es unter der Erde geschmiedet sei (Cap. 40). *Auch den irischen Cluricaun hört man hämmern, er liebt vorzugsweise die Verfertigung von Schuhen, aber diese wurden vor Alters von Metall gemacht (altnordisch hiessen die Schuhmacher Schuh-schmiede), und merkwürdig genug zeigen die Wichtelmänner in einem Deutschen Märchen (No. 39) dieselbe Neigung, denn was ein Schuster nur am Tage hat zuschneiden können, das arbeiten sie alles in der Nacht mit unglaublicher Geschwindigkeit fertig. Welche geschickte Hand die Elfen in vielen andern Dingen besitzen, davon enthalten die schottischen Sagen überraschende Beispiele. Was aber in den älteren Überlieferungen von Elfen und Zwergen erzählt wird, pflegen die jetzigen Kindermärchen oft von arbeitsamen Thieren, wie Ameisen und andern ausrichten zu lassen, wie das Gewimmel der Zwerge selbst dem der Ameisen und des Gewürms verglichen wird.*

XI. CHARAKTER.

Sinnesart und Neigungen der Elfen zeigen eine eigenthümliche Mischung von Gut und Böse, List und Aufrichtigkeit, die sich vollkommen aus der Mischung zweier ursprünglich entgegengesetzter Eigenschaften erklärt. So entschieden sie auch manchmal nach einer von beiden Richtungen hingetrieben werden und sich edel und hülfreich oder im höchsten Grad boshaft betragen, so halten sie sich doch im Ganzen so bestimmt in einer zweifelhaften Mitte, dass man diese als das Charakteristische ihrer Natur angeben muss.

1) Sie necken gerne, höhnen und spotten die Menschen, ohne ihnen eigentlichen Schaden damit thun zu wollen, und eine gewisse Gutmüthigkeit bricht neben dieser Neigung hervor. Der Hausgeist in der Deutschen Sage (No. 75) hatte seine grösste Freude daran, die Leute an einander zu hetzen, trug aber vorher alle tödtlichen Waffen fort, damit sie sich kein Leid anthun konnten. Sonst narrete und neckte er die Leute, wo er konnte, hatte seine Kurzweil mit einem Narren und machte Spottlieder auf die, welche in seine Falle gegangen waren. Elberich zeigt dieselbe Natur:

Otnit Str. 451. er wolde die heiden irren, Elberich was kluooc,
 der heiden abgöte er in die burc truoc
 dâ mite wolt' er sie effen unde triben sinen spot.

Er ruft ihnen dann unsichtbar zu, er sei ihr Gott, sie sollten ihn anbeten. Laurin neckt durch plötzliche Dunkelheit diejenigen, welche mit ihm in den Berg gegangen sind. Elberich lockt dem Otnit den wunderbaren Ring ab, macht sich dann unsichtbar, lacht ihn aus und spottet über seine Drohungen, giebt ihn gleichwohl gutwillig wieder zurück.

Die Wichte in den Bergwerken (Deutsche Sagen No. 37) rufen, und wenn die Arbeiter herbeieilen, finden sie niemand. In Norwegen nehmen sie den Menschen ihr Werkzeug weg und bringen es mit Hohngelächter zurück.

Dagegen vertragen die Elfen selbst keinen Scherz, und so gerne sie die Menschen auslachen, so gestatten sie doch nicht den Menschen, es zu vergelten. Der Hausgeist duldet keine Neckerei. Die Elfen luden ein Dienstmädchen, das sie sehr liebten, zu einer Hochzeit; als das Brautpaar daher kam, lag unglücklicherweise ein Strohalm auf dem Weg, der Bräutigam kam wohlbehalten darüber, aber die Braut nicht, sie fiel. Das Mädchen konnte Lachen nicht unterdrücken und augenblicklich verschwand alles (Swenska Visor III, 159). Ein Knecht verspottete einen Kleinen, weil er an einem einzigen Weizenkorn schwer trug, zornig warf er es zur Erde, es war vom feinsten Golde, aber er und die Seinigen verschwanden seit der Zeit und das Haus gerieth in Verfall (Strack Beschr. v. Eilsen S. 124). Das alte Sprichwort vom Halm an dem Wege

(Bertholds Predigten S. 194 a) erhält durch solche Erzählungen Bedeutsamkeit.

Die Elfen necken besonders gern, indem sie unsichtbar mit kleinen Steinen werfen. Ein schottischer Brownie erhielt davon einen Beinamen. Die Bergmännlein in Deutschen Sagen (No. 37) lieben diesen Scherz; auch Elberich wirft nach Otnit, ohne dass dieser ihn sehen kann (Str. 162). Nach der *Legenda aurea* cap. 177 war im Jahr 856 ein Poltergeist in Mainz, der die Priester, welche Messe sangen, mit Steinen warf.

2) Aber die Elfen sind auch treu und scheinen nur Vertrauen von den Menschen zu fordern. „Niemand soll feste Gelübde brechen!“ sagt der eddische Zwerg (*Alvismâl* III). Elberich, der im Nibelungenliede dem Siegfried von dem Augenblick an, wo er ihm Treue gelobt hat, völlig und aufrichtig ergeben ist, hält auch dem Otnit Wort und löst sich, wie er versprochen hat. Er sagt:

Str. 136. nû lâ mich uf die triuwe min.
und

Str. 137. ez sprechent min genôzen, daz ich getriuwe si.

Dagegen bedrohen sie den, der ihnen das gegebene Wort nicht hält (*Thiele* III, 48) oder bestrafen ihn (*Deutsche* S. No. 29). In Island glaubt man, dass sie Recht und Billigkeit in allen Dingen üben. Einem, der ihnen einen Goldschuh heimlich mitgenommen, brannte das ganze Haus ab (*Thiele* III, 64). — Unbezweifelt ist die Treue der Hausgeister, die keine Unredlichkeit dulden und deshalb selbst das Gesinde strafen. Die höchste Anhänglichkeit zeigt die irische *Banshi*, die den Tod eines Familiengliedes jedesmal in der grössten Trauer verkündigt, und ihr Klaggesang bildet den Gegensatz zu dem verspottenden Lachen anderer Elfen. Auch in Tirol und Niedersachsen glaubt man an einen Geist, der zu dem Fenster hineinschaut und schwer über das Haus legt, wenn jemand darin stirbt (*Deutsche* S. No. 266), und die weisse Frau mit ihrer Schleierhaube (No. 267) gleicht der *Banshi* vollkommen.

3) Als verschlagen und listig werden die Zwerge überall geschildert und es bedarf keiner Beispiele. Auch Elbe-

rich „ist kluoc“ Str. 451 und weiss alles durch kluge Streiche zu erlangen, den Ring wie die Schiffe, die er den Heiden stiehlt, und von dieser Seite muss man es betrachten, wenn die Elfen als Diebe berühmt sind. Sie wenden dazu ihre Kenntnisse an, wie die schottischen Elfen Wirbelwinde erregen, selbst Feuersbrünste, um Gelegenheit zum Stehlen zu haben. Merkwürdig heisst Elberich deshalb in der Wilk. Sage (Cap. 16) der grosse Dieb (hinn mikli stelari). Von den Diebereien der Zwerge kann man andere Deutsche Sagen (No. 152. 153. 155) nachlesen. Meist holen sie sich Lebensmittel. Ein dänischer Trolld stahl Bier, und als er erschreckt wurde, entfloh er und liess seinen Kupferkessel stehen (Thiele I, 35); die shetländische Elfin, welche die Kuh unsichtbar gemolken hatte, liess ein seltsames aber schönes Gefäss bei ihrer Flucht zurück. — Der Däumling in den deutschen und englischen Märcen, der nichts als ein kleiner und behender Elfe ist, hat seine Neigung zum Diebstahl nicht vergessen, holt im Spiel seinen Gesellen das Ihrige aus dem Beutel und wirft die Thaler aus der Schatzkammer des Königs (Hausm. No. 37 und 45, vgl. III, S. 401). Dass wir einen im dreizehnten Jahrhundert bei den hochdeutschen Dichtern berühmten Dieb, der geschickt war, den brütenden Vögeln die Eier unter dem Leib wegzuholen (eine Sage, die noch in den Hausmärcen fort dauert, vgl. No. 129), gleichwohl so weit entfernt von gemeinen Dieben, dass er Carl dem Grossen in einem durch einen Engel gebotenen Diebstahl Beistand leistete, als einen ursprünglichen Elfen hieher ziehen, scheint uns, theils weil er ganz die Natur eines treuen, seinen Herrn begleitenden Hausgeistes zeigt, theils seines Namens Elbegast wegen, nicht zu kühn (vgl. Museum für altd. Litteratur II, 234. 235).

XII. VERHÄLTNIS ZU DEN MENSCHEN.

1) Die Unterirdischen lieben ein verborgenes, heimliches Leben, können Lärm und Geräusch nicht vertragen und heissen in dieser Beziehung das stille Volk. „Daheim soll man nicht die Ruhe nehmen (stören)!“ sagt ein eddischer Zwerg (Alvismål I). Bei Tag halten sie sich ruhig, erst wenn die Menschen

schlafen, in der Nacht, werden sie thätig und munter. Sie haben es ungern, wenn ein menschliches Auge sie erblickt; begehen sie ein Fest, feiern sie eine Hochzeit, so vergönnen sie wohl dem Hausherrn zuzusehen (Deutsche S. No. 31), aber wenn ein anderes Auge nur durch die kleinste Öffnung neugierig schaut, entfliehen sie plötzlich und ihre Lust ist gestört. In Tipperary entfernen sie sich, wenn Menschen sich ihren alten Tanzplätzen nahen und das Gebrüll der Heerden klingt ihren Ohren unerträglich. Kommt ein Geistlicher des Wegs (s. unten S. 21), so verstecken sie sich eilig. Die erzgebirgischen Zwerge wurden durch Errichtung der Hämmer und Pochwerke (Deutsche Sagen No. 36) verjagt, andere durch das Glockengeläut in nahgebauten Kirchen. Als ein Bauer im Wald Bäume fällt und Balken haut, verdriest es den Berggeist, er ruft klagend: „wer lärmt hier so stark?“ „Ein Christ“, antwortet ihm sein Gesell, „ist gekommen, haut uns den Wald und unsere Schlupfwinkel weg und thut uns grosses Leid an“ (Danske Viser I, 175. 176. 178). Thiele (Danske Folkesagn I, 42. 43. 122. 174. 175) hat ähnliche Sagen gesammelt, nach welchen die Trolde vor dem Glockengeläut das Land verlassen oder an einzelnen Orten wegbleiben. Eine Stelle im angelsächsischen Gedicht von Beovulf zeigt das hohe Alter dieser Überlieferungen, der König hatte eine Burg unfern dem Aufenthalt des Geistes Grendel bauen lassen, fröhlich hausten darin die Helden, aber (S. 9)

se ellengäst earfodlice
 thrage getholode, se the in thystrum bād,
 thāt he dōgora gehvam dreām gehyrde
 hlūdne in healle; thār vās hearpan svêg
 svutul sang scōpes.

(Der gewaltige Geist, der im Finstern wohnte, duldete heftigen Kummer, dass er jeden Tag den lauten Lärm in der Halle hörte, Harfenspiel und Gesang des Dichters). Grendel suchte mit aller Macht die Menschen zu schrecken, er und seine Mutter schlichen sich Mitternachts in die Burg, mordeten und raubten die Schlafenden, dass bald alles verödete. Chaucer gleich im Eingang von the wif of Bathes tale 6446—6463 schildert die Austreibung der Elfen folgendergestalt:

but now can no man see non elves mo;
 for now the grete charitee and prayeres
 of limitoures (Bettelmönchen) and other holy freres,
 that serchen every land and every streme,
 as thicke as motes in the sonne beme,
 blissing halles, chambres, kichenes and boures,
 citees and burghes, castles highe and toures,
 thorpes and bernes, shepenes and dairies,
 this maketh, that ther ben no fairies.
 For ther as wont to walken was an elf,
 ther walketh now the limitour himself
 in undermeles and in morweninges,
 and sayth his matines and his holy thinges,
 as he goth in his limitationun.
 Women may now go safely up and doun
 in every bush, and under every tree,
 ther is non other incubus but he,
 and he ne will don hem no dishonour.

2) Die Elfen heissen aber auch, wie in Schottland, das gute Volk, gute Nachbarn, friedliche Leute (men of peace); in Wales (Fairy tales p. 134) die Familie, die Gesegneten ihrer Mütter, die lieben Frauen; im Altnordischen und noch jetzt auf den Färöer Huldufolk; in Norwegen Huldre, und zeigen in Übereinstimmung mit diesen Benennungen ein dem vorigen ganz entgegengesetztes Bestreben, in der Nähe der Menschen zu sein und mit ihnen in gutem Vernehmen zu stehen. Sie legen ihre Wohnungen neben den menschlichen an, selbst, wie in Schottland, unter der Thürschwelle, und es bildet sich ein gegenseitiger Verkehr. Die Zwerge bei der Stadt Achen haben Kessel und Töpfe und allerlei Küchengeräth bei den Einwohnern geliehen und redlich zurückgebracht (Deutsche S. No. 33, vgl. Thiele I, 121), dagegen bei Quedlinburg ihr eigenes Zinnwerk den Leuten zu ihren Hochzeiten geborgt (No. 36, vgl. Thiele II, 15). Das genaueste Verhältnis drückt jene Sage aus, der zufolge die Familie der Elfen sich völlig nach der menschlichen richtete, welcher sie zugehörte und von der sie gleichsam ein Abbild war. Die Hauselfen hielten mit den Menschen an demselben Tage Hochzeit, ihre Kinder wurden an demselben Tag geboren, und sie beklagten ihre Todten an demselben Tage (vgl. No. 42). Dieses gute Volk

hilft in Trübsal und Noth und bezeigt sich dankbar für empfangene Wohlthat (Deutsche Sagen No. 30. 32. 45, Thiele I, 72). Manchmal machen die Elfen Geschenke mit seltsamen und wunderbaren Dingen, die, so lange sie erhalten werden, Glück bringen (Deutsche S. No. 33. 41. 70). In Wales, wenn man ihrem Ausgang aus den Häusern kein Hindernis in den Weg legt und ihnen eine Schüssel mit Milch hinstellt, lassen sie ein kleines Geschenk zurück. Dankbar zeigte sich jener schottische Elfe, der den Hausherrn hernach von dem Tod rettete, weil er eine gewünschte Verbesserung seiner unterirdischen Wohnung bewilligt hatte. In der Schweiz sind die Zwerge oft Nachts aus den Bergen gekommen und haben die schwere Arbeit gethan, das Korn geschnitten, so dass die Landleute, die Morgens mit ihren Wagen anlangten, schon alles verrichtet fanden. Oder sie haben die Kirschen gepflückt und gleich an den Ort getragen, wo sie gewöhnlich aufbewahrt wurden (Deutsche S. No. 149). Ein gutartiger Zwerg legte für verwundete Arbeiter heilende Kräuter bündelweise hin, die er Nachts zubereitet hatte (Krieger, der Bodenthäler, Halberst. 1819, S. 41). Napfhans führt die Kühe auf die gefährlichsten Stellen zur Weide, ohne dass je nur eine verunglückte.

Man muss aber von ihren Wohlthaten schweigen und das Geheimnis nicht verrathen. Weil darüber gesprochen wurde, verlor jener schottische Bauer das segenreiche Saatkorn, das kein Ende nahm, so wie die sich immer füllende Kanne leer wurde, die ein Knabe von den Elfen geschenkt bekommen hatte (Deutsche S. No. 7). Jene Zwerge in der Schweiz, als man Asche streute, um ihre Spur zu entdecken, flohen und versagten fortan ihre Hülfe.

3) Die Elfen nehmen auch Dienste der Menschen in Anspruch. Zwei Musiker mussten in einem schottischen Shian hundert Jahre lang aufspielen. Am häufigsten kommt jedoch vor, dass sie Wehemütter in ihre Berge oder unter das Wasser eilig geholt und ihren Beistand verlangt haben (Deutsche S. No. 41. 49. 304, Thiele I, 36).

4) Von genaueren Verbindungen der Elfen und Menschen reden nicht bloss schottische Sagen, mehrmals auch die dänischen Lieder. Rosmer, der Meeremann, hat sich eine Frau von

der Erde geraubt, Agnete lebt acht Jahre mit einem Wassermann in der Tiefe und zeugt acht Kinder (vgl. Thiele I, 114, Schwedische Volkslieder I, 1. II, 2), so wie ein anderer mit Marstigs Tochter hinab in die Wellen tanzt (Danske Viser I, 311, vgl. Schwedische Volksl. III, 129), eine Sage, die ziemlich übereinstimmend auch in Deutschland erzählt wird (No. 51). In Island glaubt man, solche Verbindungen nähmen immer ein trauriges Ende, wenn sie auch anfänglich glücklich zu sein schienen. Die Verbindung des Staufenbergers mit der Wassernixe bringt zuletzt Verderben. Elberich hat an einem Maitage Otnits Mutter unsichtbar gewonnen (Str. 181), und Signild theilt mit dem Zwerg Laurin den Thron in dem unterirdischen Reich.

5) Schliesst sich ein Elfe an einen einzelnen Menschen oder eine Familie an und begiebt sich in seinen Dienst, so heisst er Kobold, Brownie (in Schottland), Cluricaune (in Irland), der Alte im Hause (Tomte gubbe, in Schweden), Nisse-god-Dreng (in Dänemark und Norwegen), Duende, Trasgo (in Spanien), Lutin, Goblin (in Frankreich), Hobgoblin (in England), erhält auch wohl noch einen Eigennamen, wie ein Napfhans (Jean de la Bolièta) in der franz. Schweiz (Alpenrosen für 1824, S. 74. 75) und in deutschen Sagen ein Hodecken, Hinzelmann, Ekerken (Eichhörnchen), Kurd Chingen, Klopfer, Stiefel (No. 71—78), Pück (nordisch Pûki), Knecht Ruprecht, König Goldemar¹⁾ vorkommt. Von nun an weicht er nicht mehr, zeigt die grösste Anhänglichkeit an seinen Herrn und fördert dessen Angelegenheiten, wie er immer kann; nur unter gewissen Umständen verlässt er ihn, sonst bleibt er, so lange der Herr oder ein Glied der Familie am Leben ist. Dagegen aber auch umgekehrt, kann ihn der Herr nicht wieder los werden, verändert er den Ort, so folgt ihm sein Hausgeist

¹⁾ Goblins Personæ, der gegen das Ende des 15. Jahrh. bis in das 16. hinein lebte, erzählt von dem König Goldemar, einem Hausgeist, der sich drei Jahre bei einem Neveling von Hardenberg aufhielt, alle Eigenthümlichkeiten eines solchen zeigte und wahrscheinlich derselbe Goldemar ist, dessen im Reinfried von Braunschweig f. 194c, wo er „daz riche keiserliche getwerce“ genannt wird, und im Anhang vom Heldenbuch Erwähnung geschieht (vgl. Altdeutsche Wälder I, 297. 298).

nach: Hinzelmann flog in Gestalt einer Feder neben dem Herrn her, andere kriechen in ein Fass und gucken bei der Abfahrt zum Spündloch heraus, oder sitzen hinten auf dem Karrn (Deutsche Sagen No. 72. 44, vgl. Anmerkung zu dem irischen Märchen No. 12). Sie wohnen gewöhnlich unten in dem Keller und in der Nähe der Küche. Der irische Cluricaun durchsucht alle Weinkeller.

Der Hausgeist behält den Charakter des Elfen bei, er ist behend, schalkhaft, gutmüthig und nur, wenn er beleidigt wird, zu heftiger Rache geneigt (vgl. No. 74 und 273, Thiele III, 8. 61), in allen Arbeiten höchst geschickt und unermülich, an geheimen und übernatürlichen Kräften unerschöpflich; „er dienete im sô sîn kneht, allerhande dinge was er im gereht“, heisst es übereinstimmend von Elberich im Nibelungenlied (V. 405) [100, 1. 2], und dem Otnit leistete er, obgleich selbst ein König, jeglichen Dienst. Nur scheint der Hausgeist einige Stufen herabgesunken zu sein und menschlichere Bedürfnisse zu fühlen. Nach Speise und Kleidung zeigt er überall deutliches Verlangen. Die Speise muss jedesmal an den bestimmten Ort gestellt werden, sonst zürnt er aufs Äusserste (Deutsche Sage No. 73 und Anm. zu dem irischen Märchen No. 12. Dänische Sage bei Thiele I, 135); um die Kleidung scheint er ordentlich zu dienen. Manchmal verschwindet er, wenn er sie empfangen hat, das erzählt übereinstimmend eine schottische und holländische Sage (Ol. Wormii epist. II, 669) und ein deutsches Märchen (No. 39, I), am deutlichsten aber die mecklenburgische Sage (in Hederichs Schwerin. Chronik) von Pück, der sich einen bunten Rock mit Schellen ausbedingt, eh' er in Dienst geht, und den er bei seinem Abschied anzieht. Verlässt er das Haus, so schenkt er gewöhnlich einige wunderbare Stücke, die bei der Familie müssen erhalten werden, oder sie sinkt in Verfall.

Glück verbreitet sich in dem Haus, das einen Elfen besitzt, das Vieh gedeiht besser als an andern Orten und wird von keiner Krankheit befallen, alle Unternehmungen gelingen. Nachts, wo der Geist am meisten thätig ist, denn er lässt sich, wie schon oben bemerkt ist, nicht gerne sehen und belauschen, verrichtet er dem Gesinde, falls er gut mit ihm steht, die sauerste

Arbeit: trägt Wasser, haut Holz, besorgt die Pferde, die er manchmal besonders zu lieben scheint (Thiele II, 4). Das ganze Haus findet sich jeden Morgen gereinigt und geordnet, jedes Ding an seiner Stelle. Dabei ist er streng, hasst Faulheit und Unredlichkeit, zeigt Vergehungen an und bestraft das nachlässige Gesinde, wie Hinzelmann den Stock gebraucht und jener Brownie den trägen Reitknecht mit der eignen Peitsche züchtigt. In Dänemark glaubt man sogar (Thiele I, 135), dass in der Kirche ein Geist wohne, der darin Ordnung halte und bei ärgerlichen Vorfällen strafe.

Ein altes Zeugnis von dem Hausgeist findet sich bei Gervasius von Tilbury, das um so merkwürdiger ist, als es ihn genau so beschreibt, wie ihn die heutige Sage darstellt. *Otia Imper.* p. 180. *Ecce enim in Anglia daemones quosdam habent, daemones, inquam, nescio dixerim, an secretae et ignotae generationis effigies, quos Galli Neptunos, Angli Portunos nominant. Istis insitum est quod simplicitatem fortunatorum colonorum amplectuntur, et cum nocturnas propter domesticas operas agunt vigiliis, subito clausis ianuis ad ignem calefiunt et ranunculas ex sinu proiectas prunis impositas comedunt, senili vultu, facie corrugata, statura pusilli, dimidium pollicis non habentes. Panniculis consertis induuntur et si quid gestandum in domo fuerit aut onerosi operis agendum, ad operandum se iungunt, citius humana facilitate expediunt. Id illis insitum est, ut obsequi possint et obesse non possint. Verum unicum quasi modulum nocendi habent. Cum enim inter ambiguas noctis tenebras Angli solitarii quandoque equitant, Portunus nonnunquam invisus, equitanti se copulat et, cum diutius comitatur euntem, tandem loris acceptis equum in lutum ad manum ducit, in quo, dum infixus volutatur, Portunus exiens cachinnum facit et sic huiusmodi ludibrio humanam simplicitatem deridet.*

XIII. FEINDLICHE GESINNUNG.

Die Elfen zeigten sich bei aller Lust zu Neckereien als gutgesinnte Wesen, den Menschen geneigt und wenn auch manchmal in die Stille sich zurückziehend, doch im Ganzen gern mit ihnen verkehrend. Völlig entgegengesetzt ist eine

andere Ansicht, wovon gleichwohl die Sagen aller Völker durchdrungen sind und welche die feindlichste Stellung der Elfen gegen die Menschen behauptet.

1) Schon ihr blosser Anblick tödte, glaubt man in Wales, oder sei im höchsten Grad gefährlich. Krankheit, heftiges Fieber, Verlust des Verstandes erfolgt daraus nach Thomas Bourkes Bekenntnissen (s. unten S. 71. 72). Ein Jüngling erblickte einen braunen Zwerg, fiel in eine langwierige Krankheit und starb in Jahresfrist (Walter Scott *Lady of the Lake* p. 386). Überall wird gerathen, sich zu entfernen oder nicht aufzublicken, wenn der nächtliche Zug der Elfen kommt. Wer durch ein Astloch nach den Elfen sieht, verliert das Auge. Eine Wehmutter erzählt, was sie im Berg bei den Unterirdischen gesehen hat, und erblindet (Thiele I, 36).

2) Sie haben ein Geschoss, einen Pfeil, wodurch Menschen und Thiere unfehlbar getödtet werden; die blosser Berührung reicht schon hin (s. die schottischen Sagen). Die Elfenjungfrauen drohen dem Olof mit Krankheit und geben ihm einen Schlag zwischen die Schultern, und am andern Morgen liegt er todt auf der Bahre (*Danske Viser* I, 238, *Schwed. Lieder* III, 163). Ein Jüngling auf der Insel Man entzog sich den Liebkosungen einer Nixe und erzürnt warf sie nach ihm; ob er sich gleich nur leicht vom Kiesel getroffen fühlte, so empfand er doch von dem Augenblick eine qualvolle Angst und starb nach sieben Tagen. Elberich übt noch die gewohnte Rache; als Otnit ihn berührt und forttragen will, heisst es:

Str. 108. im wart zuo dem herzen sin grôzer slac getân.

Und der Heidenkönig wird von dem lauten Schlag, den der unsichtbare ihm giebt, wüthend (Str. 299). Die Vermuthung ist wohl erlaubt, dass Elberich in dem Nibelungenlied die ungewöhnliche siebenfache Geisel mit den schweren Knöpfen führt (V. 1991) [463, 3], um damit den Elfenschlag zu thun.

Der blosser Anhauch der Elfen bringt schon Gefahr. In Irland und Schottland entstehen davon Beulen und Krankheiten. In Norwegen heisst die Krankheit *Alv-Gust* oder *Alvild* (Elfenfeuer), im Altnordischen *âlfabruni*, und befällt den Menschen, wenn er nur an den Ort kommt, wo die Elfen hingespiesen oder

Wasser gelassen haben. Der schottische Elfe speit in das Auge, das ihn gesehen hat, der preussische haucht hinein und es erblindet; der dänische reisst es aus (s. Nyerups Abhandlung), wie jener, von dem Gervasius in der gleich anzuführenden Stelle erzählt, es mit dem Finger ausdrückt.

3) Wer von Speise oder Trank, den Elfen vorsetzen, das Geringste anrührt und genießt, ist ihnen nach den schottischen Sagen verfallen und kann nicht mehr in das Menschenleben zurück. Darum tragen sie Goldbecher in den Händen und bieten sie dar (Thiele I, 23. 55. II, 67. III, 44. Schwed. Volksl. I, 111), was aber aus dem Oldenburger Horn aufs Pferd spritzte, versengte die Haare (vgl. Thiele I, 4 und 49). Bei den Zwergen im Berg nimmt die Frau von Alvensleben nach der Deutschen Sage (No. 68) von dargebotner Speise und Trank nichts und kehrt deshalb wieder zurück; andere bringt der erste Trunk um die Freiheit (No. 305, vgl. Thiele I, 119). Die Elfinnen versuchen alles, den schönen Jüngling zum Reden zu bewegen (Danske Viser I, 234, vgl. Deutsche Sagen No. 7), oder dass er mit ihnen in den Tanzkreis trete; dann gehört er ihnen. Wer ihnen Dienste geleistet hat und ein wenig mehr von dem hingeschütteten Gold nimmt, als er zu fordern hat, dessen Leben steht in Gefahr oder er muss bei ihnen bleiben (Deutsche Sagen No. 41. 65). Selten kommt jemand von ihnen zurück, und wenn es geschieht, so ist der Mensch (wie man in Norwegen glaubt) auf immer wahnwitzig oder stumpfsinnig (elbisch). Manchmal erhält er nach langem Todesschlaf die Sinne wieder (vgl. unten S. 75 und Thiele Dän. Sagen I, 119). Deshalb glaubt man auch von einem Einfältigen, er stehe in Verbindung mit den Unterirdischen, und wenn sie nächtlich erscheinen, springt er auf, zieht mit ihnen und zeigt sich vertraut mit den Bewegungen ihres Tanzes, wie eine shetländische Sage erzählt.

4) Die Elfen tragen Verlangen nach kleinen, gesunden Kindern, blühenden Jünglingen und schönen Frauen, die sie mit Gewalt oder List rauben. Unsichtbare Hände nehmen das Kind der Mutter weg (Waldron S. 128), Nixen ziehen es ins Wasser (Deutsche S. No. 4. 61). Oder sie suchen durch

Musik und Tanz, durch Versprechungen wunderbarer Geschenke oder eines glückseligen Lebens die Menschen an sich zu locken; davon enthalten die schottischen und dänischen Sagen (Thiele I, 58) Beispiele genug. Wie etwa Homer von den Geistern erzählt, dass sie Blut begierig einsaugen, um das Gefühl des Lebens zu erlangen, so scheinen diese geisterhaften Wesen ihren Kreis durch die geraubten jugendlichen Menschen zu erfrischen oder wieder herzustellen, welches in Wales wirklich Volksglaube ist.

Am häufigsten vollbringen sie Diebstahl durch Vertauschung. In den deutschen Hausmärchen (No. 11. 135) wird mehrmals erzählt, dass an die Stelle einer schönen Frau während des Wochenbetts die hässliche Tochter einer Hexe sei vertauscht worden (vgl. Thiele I, 89). Sie sollen die Kinder der Elfen säugen, das sagt die schottische Sage ausdrücklich. Doch gewöhnlich ist es ein neugebornes rothwangiges Kind, dem der Platz in der Wiege von einem Wechselbalg geraubt wird. Der irische und schottische Glaube darüber ist so ausführlich abgehandelt, dass nur die grosse Übereinstimmung der deutschen Sagen (No. 81. 82. 87—90) und der nordischen (Thiele I, 47. II, 1) anzumerken ist. Das Alter desselben bezeugt auch eine zugleich ihres Inhalts und ihrer schon oben angezeigten Ähnlichkeit mit einer noch lebenden schottischen Sage wegen wichtige Stelle des Gervasius von Tilbury *Otia Imper.* 987.

Sed et dracos vulgo asserunt formam hominis assumere primosque in forum publicum adventare sine cuiusvis agitatione. Hos perhibent in cavernis fluviorum mansionem habere et nunc in specie annulorum aureorum supernatantium aut scyphorum mulieres allicere ac pueros in ripis fluminum balneantes. Nam dum visa cupiunt consequi, subito raptu coguntur ad intima delabi, nec plus hoc contingere dicunt quam foeminis lactantibus, quas draci rapiunt, ut prolem suam infelicem nutriant et nunquam post exactum septennium remuneratae ad hoc nostrum redeunt hemispherium; quae etiam narrant, se in amplis palatiis cum dracis et eorum uxoribus in cavernis et ripis fluminum habitasse. Vidimus equidem huiuscemodi foeminam raptam,

dum in ripa fluminis Rhodani panniculos ablueret, scypho ligneo superenatante, quem dum ad comprehendendum sequeretur, ad altiora praegressa a draco introfertur, nutrixque facta filii sui sub aqua, illaesa rediit, a viro et amicis vix agnita post septennium. Narrabat aequae miranda, quod hominibus raptis draci vescebantur, et se in humanas species transformabant, cumque uno aliquo die pastillum anguillarem pro parte dracus nutrici dedisset, ipsa digitos pastilli adipe linitos ad oculum unum et unam faciem casu ducens, meruit limpidissimum sub aqua ac subtilissimum habere intuitum. Completo ergo suae vicis anno tertio, cum ad propria rediisset, in foro Pellicadii (al. Belliquadri h. e. Beaucaire) summo mane dracum obvium habuit, quem agnitum salutavit, de statu dominae ac alumni sui quaestionem faciens. Ad haec dracus, heus, inquit, quonam oculo mei cepisti agnitionem? at illa oculum visionis indicat, quem adipe pastilli pridem perunxerat, quo comperto dracus digitum oculo infixit sicque de caetero non visus aut cognoscibilis divertit.

Wie der Hausgeist Glück und Gedeihen, so bringt die Gegenwart des Wechselbalgs Verderben über Menschen und Thiere und jedes Unternehmen misslingt (vgl. unten S. 32).

5) Die Todten gehören den Elfen an und sie feiern daher das Absterben eines Menschen, wie ein Fest mit Tanz und Musik. Diesem irischen Glauben entspricht die deutsche Sage (No. 61), wonach man die Nixen auf dem Wasser tanzen sieht, bevor ein Kind ertrinkt. In dem Zug des wüthenden Heers bemerkt man längst verstorbene Menschen (Eyring Sprüchwörter I, 781—786).

6) *Ein feindlicher Geist ist der Alp, schon bei den Dichtern des Mittelalters ein böses, schlafende Menschen zäumendes und reitendes Gespenst (getwás), das ihnen im Traum vorgaukelt. Die Stellen sind oben im ersten Abschnitt mitgetheilt. Daher immer der Ausdruck triegen (täuschen), so wie für Gespenst selbst getruc (phantasma), schon bei O. III, 8. 48 gidrog stehet; das Adj. elbisch bezeichnet nicht bloss die Eigenschaft des Alpseins, sondern auch des vom Alp besessen seins, daher noch im Vocabul. 1482 elbischer: Phantast. Niederländische Dichter jener Zeit äussern dieselbe Ansicht. Vgl. Maerlant spec. hist. I, 5 elfs ghedroch*

(*elbischer Trug*.) — Ein altes Zeugnis für diesen Glauben findet sich in Snorres Heimskringla (I, p. 20): der schwedische König Vanland klagt, dass ihn die Mara im Schlaf gedrückt habe (at mara trad hann), und der Skalde Thiodolf wiederholt das in einem Gedicht (mara qualdi). Ein anderes enthält Gervasius von Tilbury otia imper. c. 86: ut autem moribus et auribus hominum satisfaciamus, constituamus, hoc esse foeminarum ac virorum quorundam infortunia, quod de nocte celerrimo volatu regiones transcurrunt, domos intrant, dormientes opprimunt, ingerunt somnia gravia, quibus planctus excitant. Dass es nicht Elfen sind, sondern Geister wirklicher Menschen, welche andere im Schlaf drücken, kommt mit dem heutigen Glauben in Schweden (Westerdahl Beskrifning am svenska Seder S. 40) und Dänemark (Thiele II, 18) überein, wornach Mädchen im Schlafe unbewusst entrückt werden und andere schlafende quälen. Der Name ist Mare, auf den Färöer Marra, in England Night-mare und in Holland Nachmaer. In Deutschland, und wie es scheint allein, bedient man sich zwar des Ausdrucks der Alp, allein das gleichbedeutende Mahr und Drud wird beides männlich und weiblich gebraucht und stimmt insoweit zu Gervasius, der von Männern und Frauen spricht. Glaube und Sagen (was jetzt noch gäng und gäbe in Deutschland ist, findet sich gesammelt in No. 80) scheinen aller Orten ziemlich dieselben zu sein. Seltsam, dass man den Alp auch mit blossen Gedanken aus Zorn und Hass andern zuschicken kann; dann kriecht er als ein kleiner weisser Schmetterling aus den zusammengewachsenen Augenbraunen des Menschen hervor, fliegt und setzt sich auf die Brust des Schlafenden. Zu diesem Glauben stimmt vollkommen, dass (nach Stalder) in der Schweiz Toggeli beides zugleich den Alp und den Schmetterling bedeutet *und dass in den Hexenprocessen der böse Geist (der Elbe) als Molkendieb und Schmetterling vorkommt*. In Frankreich kennt man den Cauchemar. Die irische Phuka entspricht in ihrem Wesen völlig der Mahr, und es ist nur anzumerken, dass es noch eine besondere deutsche Sage (No. 79, vgl. 272) von einem in Schilf und Erlengesträuch sitzenden Gespenst giebt, welches, wie die Phuka, Abends den Vorüber-

gehenden auf den Rücken springt und sie nicht eher verlässt, bis sie ohnmächtig zur Erde fallen.

XIV. ALTE ZEUGNISSE.

Ein hohes Alter des Elfenwesens ergibt sich aus dem frühen Dasein verschiedener dabei vorkommender Benennungen, welche wir an den passenden Orten nachgewiesen haben. Aber es fehlt auch nicht an (bisher noch von niemand aufgesuchten) Zeugnissen, die sich auf den Inhalt der Sagen selbst beziehen und insoweit ein noch grösseres Gewicht haben, als ihre Beweiskraft mehr in die Sinne fällt. Zwar hätten sie sich gleichfalls einfügen lassen, doch schien es theils vortheilhafter, sie der Reihe nach zu übersehen, theils war es nicht gut möglich, sie anders als hier, vorzüglich nachdem das Wesen des Hausgeistes dargestellt ist, vollständig zu erläutern.

1) Cassianus (im 5. Jahrh. Geistlicher zu Marseille) *collationes patrum VII, c. 32.*

Nonnullos (immundos spiritus), quos faunos vulgus appellat, ita seductores et ioculatores esse manifestum est, ut certa quaeque loca seu vias iugiter obsidentes nequaquam tormentis eorum, quos praetereuntes potuerint decipere, delectentur, sed derisu tantummodo et illusionem contenti fastigare eos potius studeant, quam nocere; quosdam solummodo innocuis incubationibus hominum pernoctare.

Er beschreibt die Kleinen, welche das Volk Waldgeister nennt, die sich an Spielen vergnügen und die Menschen anlocken. Sie haben ihre Lieblingsplätze, wollen den Vorübergehenden nicht schaden, nur sie necken und auslachen, wie alles die Elfen zu treiben gewohnt sind. Zuletzt gedenkt er des Alps, der nächtlich die Menschen drückt.

2) Isidorus hispal. (Anfang des 7. Jahrh.) *Etym. Lib. VIII, c. ult.*

Pilosi, qui graece panitae, latine incubi appellantur — hos daemones Galli Dusios nuncupant. Quem autem vulgo Incubonem vocant, hunc Romani Faunum dicunt.

Die pilosi sind die haarigen Erdelfen, wie der schottische Brownie noch jetzt zottig und im Wolfdieterich die rauche

Els ausdrücklich dargestellt wird. Der gallische Name Dusii findet sich schon ein Paar Jahrhunderte früher bei dem heil. Augustin de civ. Dei c. 23: daemones, quos Dusios Galli nuncupant, von dem vielleicht Isidor diese Bemerkung entlehnt hat, so wie aus einem von beiden nachher Hincmar de divortio Lotharii p. 654 und Gervasius I, 989. Sämmtlich führen sie an, dass Frauen unerlaubten Umgang mit diesen Geistern gepflogen hätten. Die Erklärung von Incubo durch Faunus, welche gleichfalls aus dem Augustin genommen ist, zeigt, wie wir Faunus in der Stelle bei Cassian verstehen müssen; vgl. *incubo in der oben angeführten Stelle des Petronius.*

3) Eine Stelle bei Dücange (v. aquaticus) aus dem cod. reg. 5600, welcher um das Jahr 800 geschrieben ist:

Sunt aliqui rustici homines, qui credunt aliquas mulieres, quod vulgum dicitur, strias esse debeant et ad infantes vel pecora nocere possint, vel dusiolus vel aquaticus vel geniscus esse debeat.

Die Dusii werden also auch als kleine Geister gedacht, und es bestätigt sich durch den Gegensatz zu den andern angeführten, dass sie Wald- oder Hausgeister sind, denn unter aquaticus wird ohne Zweifel ein Nix, unter geniscus aber (von genius, Alp) ein eigentlicher Elfe oder Lichtgeist verstanden; beide Worte enthalten wörtliche Übersetzungen. (*Hincmarus remensis, opp. Paris 1645, T. I, p. 654 nennt lamiae sive geniciales feminae*). Sie schaden den Kindern, indem sie Wechselbälge an ihre Stelle legen, und dass sie das auch bei den Thieren thun, sagt die schottische Sage ausdrücklich.

4) Monachus Sangallensis (starb 885) de Carolo M. (Bouquet V, p. 116).

Daemon, qui dicitur larva, cui curae est ludicris hominum illusionibus vacare, fecit consuetudinem ad cuiusdam fabri ferrarii domum (in Francia quae dicitur antiqua) venire et per noctes malleis et incudibus ludere. Cumque pater ille familias signo salutiferae crucis se suaque munire conaretur, respondit pilosus: „mi compater, si non impedieris me in officina tua iocari, appone hic potiunculam tuam et quotidie plenam invenies illam. Sum miser ille plus penuriam

metuens corporalem, quam aeternam animae perditionem, fecit iuxta suasionem adversarii. Qui adsumpto praegrandi flascone cellarium bromii vel ditis illius (eines hab süchtigen Erzbischofs) irrumpens, rapina perpetrata, reliqua in pavementum fluere permisit. Cumque iam tali modo plurimae cubae exinanitae fuissent, animadvertens episcopus, quia daemonum fraude periissent, benedicta aqua cellam adpersit et invento crucis signaculo tutavit. Nocte autem facta furis antiqui callidus satelles cum vasculo suo venit et cum vinaria vasa propter impressionem sanctae crucis non auderet attingere, nec tamen ei liceret exire, in humana specie repertus et a custode domus alligatus, profure ad supplicium productus et ad palum caesus, inter caedendum hoc solum proclamavit: „vae mihi! vae mihi! quia potiunculam compatris mei perdididi!“

Deutlich wird hier der Hausgeist beschrieben, und die ganze leicht tausendjähriqe Sage ist so sehr in dem Geist der noch heute umgehenden, dass man glauben könnte, sie sei daraus entnommen. Man nennt ihn larva, das heisst, Wicht, Schrat, wie die oben angeführten alten Glossen übersetzen; dann auch wie bei Isidor: Pilosus; er zeigt gleich den Wichtlein menschliche Gestalt. Er kommt Nachts und hat sein Spiel mit den Werkzeugen des Schmieds, so wie der Cluricaun klopft und man die Unterirdischen nächtlich hämmern hört. Er ist ihm dafür gewogen, macht ein Geschenk mit einer nie versiegenden Weinkanne, um nach Art des Kobolds für den Vortheil des Hauses zu sorgen. Er macht sich kein Gewissen daraus den Wein anderwärts zu stehlen, wie der irische Cluricaun nächtlich in die angefüllten Keller schlüpft, und um nach seiner Art Gerechtigkeit zu üben und den Geizigen zu bestrafen, lässt er den Wein aus den Fässern fliessen.

5) Odericus Vidalis (geb. in England im Jahre 1075, lebte in der Normandie) hist. eccl. V, p. 556.

Deinde Taurinus fanum Dianae intravit Zabulonque coram populo visibilem adstare coegit, quo viso ethnica plebs valde timuit. Nam manifeste apparuit eis aethiops niger. et fuligo, barbam habens prolixam et scintillas igneas ex ore mittens. Deinde angelus Dei splendidus ut sol advenit cunctisque

cernentibus ligatis a dorso manibus daemonem adduxit. Daemon adhuc in eadem urbe degit et in variis frequenter formis apparens neminem laedit. Hunc vulgus Gobelinum appellat et per merita S. Taurini ab humana laesione coercitum usque hoc affirmat.

6) Poenitentiale in einer Wiener Handschr. aus dem 12. Jahrh. (Cod. univ. 633); wahrscheinlich ist das Werk älter. fol. 12. Fecisti pueriles arcus parvulos et puerorum sutularia et proiecisti eos in cellarium sive in horreum ut satyri vel pilosi cum eis ibi iocarentur et tibi aliorum bona comportarent et inde ditior fieres.

Den Hauswichtlein werden, da sie klein sind, Kinderspielsachen, in den Keller oder die Scheune, ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort, hingelegt: ein Bogen, um kleine Pfeile auf die Menschen abzuschossen und sie damit, wie sonst mit Steinchen zu necken, denn der gefährliche Elfenpfeil der schottischen Sage hat gewiss sein Gegenstück in einem unschädlichen. Ein Paar Kinderschuhe, das sind die sutularia (bei Notker, Capella 16. 37 *sufteläre*, *petasus*, *subtalare*, was man unter den Fuss bindet, sie wurden nur bei Nacht und im Sommer getragen, s. *Dü Cange*), denn die Wichte lieben Kleidungsstücke über alles. Das thut der Hausherr, damit der listige Kobold andern heimlich etwas (meist Nahrungsmittel) stehle und es ihm bringe, denn wo er haust, da ist Zufluss von allen Dingen.

7) Radevicus (im 12. Jahrh.) de gestis Frid. I. L. II. c. 13 bemerkt die Vorzeichen, ehe die Kirche zu Freisingen abbrannte, darunter:

Pilosi, quos Satyros vocant, in domibus plerumque auditi.

Man hört nämlich die Koblode in den Häusern klopfen und pochen, als Warnung, wie die Wichte dem Bergmann den Tod anklopfen (Deutsche Sagen No. 47) und die Hausgeister Unglück voraus verkündigen.

8) Hieran schliessen sich die in den vorigen Abschnitten angeführten Stellen aus dem Gervasius Tilburensis, dessen *Otia imperialia* in das 13. Jahrh. gehören, worin der Glaube von

dem Brownie, Wechselbalg und Nachtmahr übereinstimmend mit den heutigen Sagen dargestellt wird.

9) Endlich führen wir ein Märchen von einem Hausgeist an, das in einem Heidelberger Codex (No. 341. f. 371. 372) sich befindet und dessen mit der heutigen Sage völlig übereinstimmender Inhalt ebenso merkwürdig, als seine Darstellung artig ist. Die Handschrift gehört in das 14. Jahrhundert, das Gedicht selbst aller Wahrscheinlichkeit nach ist älter und noch in dem 13. Jahrhundert abgefasst. Was die Quelle dieser Erzählung betrifft, so scheint am natürlichsten anzunehmen, dass ein Deutscher im Norden die Sage gehört oder ein reisender Norwege sie in Deutschland erzählt habe.

Der König von Norwegen will dem König von Dänemark einen zahmen, weissen Bären zum Geschenk machen. Der Normann, der ihn dahin führt, kehrt unterwegs in einem Dorfe ein und bittet einen Dänen um Nachtherberge. Dieser schlägt es nicht ab, klagt aber dem Fremden, dass er seines Hauses und Hofes nicht Herr sei, weil ihn ein Geist darin quäle:

mit niht' ich daz ervarn kan
 swaz creatiuren ez si.
 sîn hant ist swær' alsam ein blî:
 wen ez erreicht mit dem slage —
 ez slæt in, daz er vellet nider.
 sîn gestalt unt sîniu gelider
 diu moht ich leider nie gesehen,
 wan daz ich des vürwâr muoz jehen
 unde sage ez iu ze wunder,
 daz ich gevriesch nie kunder
 sô stark noch sô gelenke:
 tische, stuele unde benke
 die sint im ringe alsam ein bal;
 ez wirfet ûf unde ze tal
 die schüzzeln unde die töpfe gar,
 ez rumpelt stæte vür sich dar,
 ovenbrete unt ovensteine,
 körbe, kisten algemeine,
 die wirfet ez hin unde her.
 ez gêt ot allez daz entwer
 waz ist in dem hove min.

Darauf habe er mit seinem Gesinde das Haus verlassen und sich lieber auf dem Feld eine Hütte gebaut. Der Normann

will nur die Nacht über in dem Haus zubringen, kehrt in die Küche ein, brät sich bei angemachtem Feuer die Speise und ist guter Dinge; endlich legt er sich schlafen. Der Bär, der auch gefressen hat und wegmüde ist, ruht neben dem Feuer aus:

dô nû der guote man gelac
 unde slâfes nâch der muede pflac
 unt ouch der muede ber entslif,
 hœret, wie ein schretel dort her lief,
 daz waz kûme drier spannen lane,
 gein dem viure ez vaste spranc.
 ez was gar eislîch getân,
 unde hæet ein rôtez keppel an.
 daz ir die wârheit wizzet,
 ez hæet ein vleisch gespizzet
 an einen spiz isenin,
 den truoc ez in der hende sîn.
 daz schretel ungehiure
 sich sazte zuo dem viure
 unde briet sîn vleisch durch lipnar,
 unz ez des bern wart gewar.
 ez dâhte in sinem sinne:
 waz tuot diz kunder hinne?
 ez ist so grîuliche getân!
 unde sol ez bi dir hie bestân,
 dû muost sîn lihte schaden nemen;
 nein, blîbens darf ez niht gezemen.
 ich hân die andern gar verjaget,
 unde bin ouch noch niht sô verzaget,
 ez muoz mir rûmen diz gemach.
 nitlich' ez ûf den bern sach,
 ez sach ot dar unt allez dar,
 zelest erwac ez sich sîn gar
 unde gap dem bern einen slac
 mit dem spizze ûf den nac.
 er rampf sich unde grein ez an,
 daz schretel spranc von im hindan
 unde briet sîn vleischel vûrbaz,
 unz daz ez wart von smalze naz,
 dem bern ez aber eines sluoc,
 dêr ber im aber daz vertruoc,
 ez briet sîn vleisch vûr sich dar
 unz daz ez rehte wart gewar,
 daz nû der brâte sûsete,
 unt in der hitze brûsete,
 den spiz ez mit dem brâten zôch
 vaste ûf über daz houbet hôch,

daz böese tuster (oder custer?) ungeslaht
 sluoc ûz aller siner maht
 den mueden bern über daz mûl.
 nû was der ber doch niht sô vûl,
 er vuor ûf unde lief ez an.

Nun geht es an ein Balgen und Kratzen zwischen dem Bären und Schretel, der Bär brüllt laut, dass sein Meister erwacht und vor Angst in einen Backofen kriecht:

nû bizâ biz, nû limmâ lim!
 nû kratzâ kraz, nû krimmâ krim!
 si bizzen unde lummen,
 sie kratzen unde krummen.

Der Kampf ist lange ungewiss, endlich überwindet der Bär und das Schretel verschwindet plötzlich. Der Bär, zerzaust und zerkratzt, legt sich auf dem Estrich nieder und rastet die kampfmüden Glieder. Morgens frühe kriecht der Normann ganz russig aus dem Ofen, nimmt von dem Dänen Abschied, der sich verwundert, ihn noch lebendig zu erblicken, und zieht mit dem Thiere seines Weges fort. Unterdessen rüstet der Däne seinen Pflug:

ze acker er damite gienc,
 er mente sîn ohsen, hin treip er,
 nû lief daz schretel dorther
 unde trat ob im ûf einen stein,
 mit bluote wâren siniu bein
 berunnen ûf unt ze tal,
 sîn libel daz was überal
 zekratzet unde zebizzen,
 zezernet unde zerizzen
 was sîn keppel daz ez truoc.
 ez rief eislich' unt lûte genuoc
 unde sprach dem bûmanne zuo,
 ez rief wol dristunt: „hœrest dûz dû?
 hœrest dûz dû? hœrest dûz iedoch?
 lebet din grôze katze noch?“
 er luoget ûf unde sach ez an,
 sus antwurt' im der bûman:
 „jâ, jâ, min grôze katze,
 dir ze trutze unt ze tratze
 lebet sie, dû böesez wihtel, noch:
 sam mir daz ôhsel unde daz joch!

vümf jungen sie mir hint gewan,
 die sint schœne unde wolgetân
 lancstic, wiz unde herlich,
 der alten katzen alle gelich.“
 „vümf jungen?“ sprach daz schretelin.
 „jâ, sprach er, ûf die triuwe min,
 louf hin unde schouwe sie,
 dû ne gesêhe sô schœner katzen nie,
 besich doch, ob ez wâr si.“
 „pfi dich! sprach daz schretel, pfi!
 sol ich sie schouwen, wê mir wart,
 nein, nein, ich kom niht ûf die vart,
 sint ir nû sehse worden,
 sie begunden mich ermorden.
 diu eine tât mir ê sô wê,
 in dînen hof ich niemer mê
 kom, die wile ich hân min leben.“
 diu rede kam dem bûman eben,
 daz schretel sâ vor im verswant,
 der bûman kêrte heim zehant,
 in sînen hof zôch er sich wider
 unde was dâ mit gemache sider,
 er unde sîn wîp unt sîniu kint,
 diu lebeten dâ mit vrôuden sint.

Merkenswerth ist, dass der Schrat Nachts zum Feuer herbeinaht, Fleisch zu braten, denn dies stimmt zu dem, was Gervasius von Tilbury in der vorhin angeführten Stelle sagt: die Kleinen kämen in der Nacht zum Feuer, wo sie sich Frösche brieten und solche verzehrten. *Das Schretel hat dem Eigenthümer Haus und Hof verleidet, wie der oben genannte teuflische Geist Grendel seine Burg dem dänischen König, welcher gleichfalls durch einen fremden Helden von der Plage befreit wird. Und Grendel treibt sein Spiel immer bei Nacht. In dieser Beziehung ist nicht zu verkennen, dass vielen heutigen Kindermärchen, worin ein muthiger Wanderer seine Nachtherberge von Geistern und Spuk reinigt, ganz dieselbe Idee unterliegt. Frühmorgens bezeigt sich der Wirth ebenso verwundert, dass der Gast mit dem Leben davon gekommen sei; zuweilen wird auch der Reisende von Thieren begleitet, die ihm, wie hier der Bär dem König, eigentlich die Sache gegen die Geister ausrichten.*

XV. ELFISCHE THIERE.

Auf den Färöer glaubt man, dass grosse und fette Kühe und Schafe der Elfen unsichtbar unter dem übrigen Vieh weiden und dass manchmal ein Stück davon oder einer ihrer Hunde gesehen werde. Derselbe Glaube herrscht auf Island, man hält ihre Heerden nicht für zahlreich, aber für sehr fruchtbar, sie zeigen sich nur, wenn es ihnen gefällt. In Norwegen treiben die Huldre Vieh vor sich her, das blau ist, wie sie selbst. Auch in Deutschland erzählt man von einer elfischen blauen Kuh, die voraus wusste, wenn Feinde sich näherten und den Menschen sichere Zufluchtsorte zeigte (Strack Beschr. von Eilsen. S. 7). In Schweden treibt die Meerfrau schneeweisses Vieh auf Inseln und auf den Strand, da zu weiden (Schwed. Volksl. III, 148), und die Elfenjungfrauen versprechen in einem Lied (das. III, 171 und 175) zwölf weisse Stiere.

Ausführlich ist die schottische Sage von dem Elfstier, gleichwohl schon sehr alt, denn bereits im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts muss sie in Island bekannt gewesen sein, wie aus der in jene Zeit fallende Eyrbyggia-Saga (Cap. 63) erhellt. Eine Kuh kam abhanden, man wollte sie auf der Weide mit einem Stier, der die Farbe eines Grauschimmels hatte (apalgrår) und der offenbar dem mäusefarbigen Stier der schottischen Sage entspricht, gesehen haben. Im Winter findet sie sich auf einmal wieder vor dem Stall ein, ist trächtig und wirft gegen den Sommer ein Stierkalb, das so gross ist, dass sie beim Kalben umkommt. Eine alte blinde Frau, die in ihrer Jugend hellsehend gewesen war, ruft, als sie das Kalb brüllen hört: „das ist das Gebrüll eines Elfen und nicht eines lebendigen Wesens, Ihr werdet wohl thun, es sogleich zu tödten!“ Sie wiederholt ihren Ausspruch, dem aber wegen der Schönheit des Thiers nicht Folge geleistet wird. Es wächst gewaltig heran, brüllt zum Entsetzen und durchbohrt mit den Hörnern im vierten Jahr seinen eigenen Herrn.

Auch in Deutschland scheint der Elfstier nicht unbekannt gewesen zu sein. Im *Simplicissimus* (Buch V, Cap. 10) wird erzählt, dass aus dem Mummelsee (d. h. dem See der Wasser-

nixen, denn sie heissen auch Muhmen, Mummeln, so wie die Landelfinnen Roggenmuhmen vgl. No. 89), als Hirten ihr Vieh dabei gehütet, ein brauner Stier herausgestiegen sei und sich zu dem andern Vieh gesellt habe; doch ein Wassernixe sei ihm sogleich nachgefolgt, um ihn wieder zurückzutreiben, dem er aber nicht gehorchen wollen, bis ihm dieser gewünscht, es solle ihm sonst aller Menschen Leid ankommen, worauf beide sich wieder in den See begeben hätten. *Man muss hiermit die irische Sage von der Kuh mit den sieben Färsen und die Schweizersage von dem gespenstigen Thier, das die Alpen verheerte und nur durch einen besonders dazu aufgezogenen Stier gebändigt werden konnte (Deutsche Sagen Num. 142), vergleichen.*

XVI. HEXEN UND UNHOLDE.

Wir schliessen diese Betrachtungen mit folgender aus ihnen zugleich hervorgehender. Der Glaube an Elfen und Geister hat in ganz Europa dem Christenthum lange voraus bestanden. Die Lehrer des neuen Glaubens suchten die tiefgewurzelten heidnischen Ideen und Gebräuche des Volks dadurch zu bekämpfen und zu vertilgen, dass sie solche als sündlich und im Zusammenhang mit dem Teufel darstellten. Dadurch nahmen allmählich viele ursprünglich heitere Mythen und Volkslustbarkeiten eine finstere, gemischte und zweideutige Farbe an. Nicht als hätte der Gegensatz des Bösen dem heidnischen Glauben gemangelt; die nordische Fabel weiss von Wesen, die nicht geheuer sind, zumal weiblichen, die Nachts auf Schaden ausreiten, Sturm und Unwetter stiften; in Deutschland waren sie nicht unbekannt¹⁾.

Auch hat das Volk die unschuldige Ansicht seiner alten Meinungen sich nie völlig abgewinnen lassen, es sind selbst, wie wir darzuthun bemüht waren, in den Legenden, Gebräuchen und

¹⁾ Folgende Glossen gehören hierher: gl. vindob. lamia: holzmuwa und holzmove. gl. trev. 70a holzmvia, lamia. — gl. lindenbrog. 996b lamia: holzmuwo — gl. flor. 988b holzruna, lamia. gl. doc. 219b holzmuoja, wildaz wip, lamia. muoja scheint die schreiende, brüllende, muhende zu bedeuten. — Tradit. fuldens. II. p. 544 domus wildero wibo, ein Ort. — Ein solches wildes Waldweib scheint die rauche Else, die den Wolfdietrich an sich zu locken sucht und Zauber über ihn wirft.

Festen der christlichen Kirche einzelne Züge und Bilder aus dem Heidenthum unvermerkt aufgenommen worden. Doch im Ganzen hat sich der Gesichtspunkt und die Beurtheilung jener uralten Überlieferungen im Sinne des gemeinen Manns getrübt. Zu der Scheu des Geisterhaften ist auch die des Sündlichen und Teuflichen getreten. Er meidet das stille Volk, wie man etwa einem Ketzer aus dem Wege geht, vielleicht ist manches von dem, was die Ketzer auszeichnet, darum auch den Elfen zugeschrieben worden, namentlich die Enthaltbarkeit von Fluchen und Schwören. Die Reihen auf dem Brocken, die Tänze um das Johannisfeuer waren sicher nichts anders, als Feste der Lichtelfen, sie haben sich in greuliche, teuflische Hexentänze verkehrt, und die Spuren im Wiesenthau, vorher den leichten Fusstritten der Geister beigelegt, wurden aus jener Ursache hergeleitet. Auch die vormals hold und gnädig geglaubten Wesen sind gehässige und feindliche geworden, Unholde aus Holden, wenn schon der alte, milde Name noch hin und wieder fort dauert (in Hessen und Thüringen Frau Holle, woraus man die abgöttischere Frau Venus gemacht hat)¹⁾. Alle Hexengeschichten haben etwas Dürres, Einförmiges; es ist bloss die Hefe der alten Phantasie darin zurückgeblieben. Sie sind unfruchtbar und freudenlos, wie die Hexerei selbst, die den Ausübenden arm und dürftig lässt, ohne weltlichen Ersatz für den Verlust der Seele; Cervantes sagt (Persiles II, 8), die Hexen thun nichts, das zu einem Zweck führt. Aber man sieht dennoch durch, wie genau, was die gemarterte Einbildungskraft der Unglücklichen zu bekennen weiss, in so trübem Fluss auf die Quelle der Geistersage führt²⁾. Die Hexen tanzen in nächtlicher Stille auf Kreuzwegen, entlegnen Bergen, auf Wiesen im Wald. Naht sich ein Ungeweihter, ruft er einen heiligen Namen aus, so zerstiebt alles Blendwerk. Auch Hahnenkrat (der Anbruch des Tages)

¹⁾ Die ältesten Verordnungen gegen die Hexen sind *lex salica tit. 67, lex langob. L. I. tit. XI. cap. 9, Caroli M. Capitul. de partibus Saxoniae cap. 5, s. eine besonders merkwürdige Stelle bei Regino eccl. discipl. lib. 2. § 364. Vgl. Mone Heidenthum 2, 128, der die Sache richtig ansieht.*

²⁾ Die alte Benennung kommt hier und da noch vor (s. oben S. LIX) [442]: im niederdeutschen Roman von Malagis (Heidelberg. Handschr. f. 118b) heisst das Zauberweib ausdrücklich die Elfin.

unterbricht die Zusammenkunft (*Remigius Daemonolatria*, deutsche Übers. Frankf. 1598. 8. S. 121); Salz und Brot fehlt bei ihren Mahlzeiten (das. S. 126. *Actenmässige Hexenprocesse*, Eichstädt 1811. S. 32), wie bei denen der Elfen. Der Drudenschuss ist der Elfenpfeil; Freitags (s. oben S. XXI) [S. 414] hört die Drud am schärfsten. In der Dunkelheit reiten die Hexen auf Thieren schnell durch die Lüfte, oder aufleblosen mit Zaubersalbe gekräftigten Stöcken und Gabeln, wie jener irische Cluricaun auf Binsen; wer, ihnen unbemerkt, mit dahin gefahren, hat Tage und Wochen lang zur Heimreise nöthig. Sie brauen Wetter in Töpfen, dass ein Hagel-schlag aufsteigt und „das liebe Getreide“ trifft, wie das franz. Volksbuch vom Oberon berichtet, dass er Sturm, Hagel und Regen machte oder die serbische Vile Wolken sammelt (bei Wuk I, No. 323). Ihr Blick, ihr Händedruck thut es dem Vieh an, seltner dem Menschen, zumeist kleinen Kindern. Fast jedes Bekennntnis solcher Handlungen musste auf ein wirkliches Ereignis gerecht sein, dessen tausendfältige natürliche Veranlassungen übersehen wurden. Aber weniger das Volk, als die Richter haben gegen die Hexen gewüthet, ein Process zeugte den andern, und warum soll in einem kleinen Landstrich, in einem Städtchen, wo man früher so wenig von Zauberern hörte, wie jetzt in unsern Tagen, im 16. 17. bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts die entsetzliche Menge von Hexen gehaust haben? Der Umgang mit dem bösen Feinde¹⁾, dessen man sie zieh, ist nichts als was die früheren Überlieferungen von Verbindungen der Elfen und Elfinnen mit den Sterblichen erzählen. Die peinlichen Gesetze jener Zeit (bestärkt und hervorgerufen durch Innocenz des VIII. Bulle von 1484) nach Carls V. Halsgerichtsordnung (ccc. 109), sprachen grausame Wasserprobe, Folter und Feuertod dagegen aus, und Tausende wurden hingerichtet. Der angeklagten, unmöglichen Verbrechen alle unschuldig; den unbarmherzigen Irrthum

¹⁾ Er heisst Meister Hemmerlein (*Remigius* aaO. S. 181. 240. 280. 298. 359. 387. 408. 448) grade wie der Berggeist (*Deutsche Sagen* I, 3); hängt das mit dem Zürcher Hämmerlin (geb. 1389) zusammen? vgl. Joh. Müller 3, 164. 4, 290 und Kirchhofers Sprüchwörter S. 79. Oder ist Hammer ein viel älterer Mann für Teufel und Hexenmeister? vgl. Frisch unter Hämmerlein: Poltergeist, Erdschmidlein, Klopfer.

mag, wenn es kann, entschuldigen, dass die meisten Verurtheilungen Weiber von unreinem, auch sonst zur Strafe reifem Lebenswandel getroffen zu haben scheinen. Nicht in allen Ländern hat ein unscheinbarer Aberglaube des Volks so schreckliche Macht ausgeübt; es war eine schauderhafte Parodie des baaren Lebens auf das in der alten Poesie gegründete Geisterwesen.
